Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 2. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Februar 1875.

Inhalt: Katholische Missionsanstalten. II. Die Propaganda. — Madagaskar. 2. Ältere Geschichte. — Aus dem Orient. — Nachrichten aus den Missionen: Annam; China; Ostindien; Vereinigte Staaten Nordamerika's (Texas); Venezuela. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die ersten Mühen eines Chinesenkindes. — Buntes.

Katholische Missionsanstalten.

2. Die Propaganda.

Wenn von katholischen Missionsanstalten die Rede ist, so gebührt ohne allen Zweifel der erste Platz der Propaganda, und zwar dieses um so mehr, weil wir in ihr nicht nur eine Anstalt zur Ausbildung von Priestern für die Missionsländer, sondern zugleich das zur einheitlichen Leitung der Missionen nothwendige Centrum besitzen. Spezielle Gründe haben uns veranlaßt, unsere Mittheilungen über die katholischen Missionsanstalten mit dem St. Josephs-Colleg von Mill Hill zu beginnen; indessen wollen wir zur gewöhnlichen Ordnung zurückkehren, indem wir wenigstens an zweiter Stelle die Propaganda behandeln.

Die Gründung der Propaganda fällt in den Anfang des 17. Jahrhunderts; um jene Zeit hatten die katholischen Missionen eine solche Ausdehnung gewonnen, daß Papst Gregor XV. die Errichtung einer Behörde für nothwendig hielt, welche die weit entlegenen und durch Sprache, Gesittung, Bildungsstand unter einander und von den europäischen Völkern so verschiedenen Neophyten-Gemeinden in einheitlichem Sinne leiten könne. Zu diesem Zwecke gründete er am 23. Juni 1622 die Cardinalscongregation de propaganda fide, welche, wie es in der Stiftungsbulle Inscrutabili heißt, „über alle und jede die Ausbreitung des Glaubens in der ganzen Welt betreffende Angelegenheit zu berathen und zu verhandeln haben solle", und wies ihr die von jedem Cardinal bei seiner Ernennung zu erlegende Summe von 500 Goldthalern zum Unterhalte an. Ein spanischer Prälat, Msgr. J. B. Vives, Gesandter der berühmten Infantin Isabella, schenkte der neuen Congregation sein Haus; der ehrw. Johannes Leonardi, der Gründer der Congregation von der Mutter Gottes, führte ihr zahlreiche Wohlthäter zu. Indessen lebte Gregor XV. nicht lange genug, um die Organisation der Propaganda zu vollenden; seinem Nachfolger, Urban VIII., war es vorbehalten, die Pläne Gregors zur Ausführung zu bringen. Nicht nur ließ er durch Bernini das der Congregation geschenkte Haus zu dem noch jetzt bestehenden herrlichen Palaste umbauen und erweitern, sondern er verband auch mit ihr ein Seminar zur Ausbildung von Missionspriestern (Collegium Urbanum de propaganda fide) und eine Buchdruckerei für die literarischen Bedürfnisse der Missionsländer. Noch eine Erweiterung empfing dieses Institut durch den jetzt glorreich regierenden Papst Pius IX., welcher im Jahre 1862 eine besondere Abtheilung der Propaganda für die Angelegenheiten der unirten Kirchen des Orientes gründete. Unter dem Namen Propaganda begreift man also heute alle diese verschiedenen Anstalten, welche auch räumlich in dem Palaste am Spanischen Platze vereinigt sind und unter der gemeinschaftlichen Oberleitung eines Cardinals, des Präfekten der Propaganda, stehen. Gegenwärtig ist Cardinal Alexander Franchi (geboren zu Rom am 25. Juni 1819) Präfekt der Propaganda; sein Vorgänger, Cardinal Alexander Barnabò, verwaltete diese Stelle von 1856 bis zu seinem am 24. Februar 1874 erfolgten Tode. Einige Worte über jede einzelne Abtheilung der Propaganda werden unsern Lesern willkommen sein.

1. Die Congregation der Propaganda besteht gewöhnlich aus 20 Cardinälen als ordentlichen Mitgliedern, einer ebenso großen Anzahl von Prälaten, Welt- und Ordensgeistlichen als Consultoren, einem Sekretär, einem Protonotar und vielen untergeordneten Beamten. Die von Pius IX. für die Angelegenheiten des Orientes errichtete Congregation zählt 10 Cardinäle als Mitglieder und gegen 30 Bischöfe, Welt- und Ordensgeistliche als Consultoren. Wöchentlich versammelt sich jede Abtheilung einmal im Palaste der Propaganda unter dem Vorsitze des Cardinalpräfekten, monatlich einmal im Vatikan unter dem Vorsitze des heiligen Vaters selbst, um über die Missionsangelegenheiten zu berathen; ihre Aufgabe ist es, die Bischöfe und apostolischen Vikare in den Missionsländern zu ernennen, die Vollmachten zu ertheilen, die entstehenden Schwierigkeiten zu lösen, die ausbrechenden Streitigkeiten zu entscheiden — kurz die ganze Regierung und Verwaltung der Missionen liegt in ihrer Hand. Wenn wir nun sagen, daß mit Ausnahme der vorwiegend katholischen Länder Europa's und Südamerika's so ziemlich alle anderen Gebiete als Missionen betrachtet werden, auch solche, in welchen schon seit längerer Zeit eine geregelte Hierarchie besteht, so begreift sich, welche Wichtigkeit und Bedeutung diese Congregation besitzt. Außer ungefähr 150 Bisthümern in den Vereinigten Staaten, in England und seinen Kolonien (Canada, Australien, Neu-Seeland), Holland u. s. w. unterstehen ihrer Verwaltung 112 apostolische Vikariate (14 in Europa, 59 in Asien, 15 in Afrika, 16 in Amerika, 8 in Polynesien), 27 apostolische Präfekturen (6 in Europa, 4 in Asien, 10 in Afrika, 4 in Amerika, 3 in Polynesien) und 6 apostolische Delegationen (2 in Europa, 3 in Asien, 1 in Afrika). Dazu kommen für die selbständige orientalische Abtheilung alle (d. h. etwa 80) katholisch-orientalischen Bisthümer der verschiedenen Riten in Europa, Asien und Afrika. Eine besondere Section befaßt sich mit der zeitlichen Verwaltung der Missionen; an ihrer Spitze steht ein Cardinal als Ökonom (prefetto dell' Economia), gegenwärtig der Cardinal Consolini; unter seiner Leitung verwalten einige Geistliche und Laien, Advokaten und Rechnungsführer die Güter der Propaganda, sowie die für die Missionen bestimmten Einkünfte, und vertheilen dieselben nach den von der Cardinalscongregation ihnen zukommenden Weisungen.

Cardinal Barnabò, gestorben am 24. Februar 1874.

2. Das Seminar der Propaganda, oder wie es nach seinem Stifter genannt wird, das Collegium Urbanum, wurde im Jahre 1627 eröffnet, um Jünglinge aus Missionsländern, welche sich zum geistlichen Stande vorbereiten wollen, zu erziehen und zu unterrichten. Es ist somit weniger eine Anstalt zur Ausbildung von Missionären für die Heidenmission, als vielmehr ein Seminar, bestimmt, jene Länder mit einheimischen Priestern zu versehen, welche selbst Seminarien zu gründen noch nicht im Stande sind. Beinahe alle Nationen der Welt haben schon Jünglinge zur Ausbildung hierhin gesendet, so daß die Anstalt mit Recht von einem Papste ein „Seminar der Gesammtkirche" genannt werden konnte; Griechen und Armenier, Syrer und Chaldäer, Maroniten und Kopten — alle orientalischen Ritus treffen dort zusammen mit Lateinern aus den verschiedensten Ländern und Welttheilen; der Neger studirt dort neben dem Hindu und dem Chinesen, und der Polynesier, dessen nächste Vorfahren noch Kannibalen waren, neben dem gebildeten Europäer. Am 1. Januar 1874 zählte das Collegium Urbanum 102 Zöglinge aus mehr als 20 verschiedenen Ländern. Das Studienprogramm umfaßt sowohl diejenigen Fächer, welche den Jüngling auf den verschiedenen Gymnasialstufen für die höheren Wissenschaften vorbereiten, als auch die Philosophie und Theologie. Unter der Oberaufsicht des Cardinalpräfekten und des Sekretärs der Propaganda sind ein Rektor und vier andere Priester mit der Leitung der Anstalt betraut, während etwa 20 Lehrer den Unterricht ertheilen. Ursprünglich war dieses Seminar von Urban VIII. den Theatinern anvertraut worden; später übernahmen es Weltpriester. Die siegreiche Revolution schloß die Anstalt im Jahre 1798; erst 1814 wurde sie wieder eröffnet und zuerst von Weltpriestern, dann während einiger Jahre von Jesuiten, jetzt wieder von Weltpriestern geleitet. Um den Wetteifer unter den Zöglingen rege zu halten, finden viele Disputationen und Prüfungen statt; berühmt ist die Sprachen-Akademie, die alljährlich am Epiphaniefeste abgehalten wurde und in der die Zöglinge in den im Seminar gelehrten oder gesprochenen Mundarten Gedichte und Abhandlungen über das Geheimniß der Erscheinung des Herrn vortrugen. Zuweilen waren über fünfzig Sprachen und Dialekte vertreten; wo anders als in der katholischen Kirche wäre ein solches Schauspiel möglich? Leider hat die Einnahme Roms durch die Piemontesen vorläufig die Abhaltung dieser Sprachakademie unmöglich gemacht. Als gewöhnliche Tracht haben die Zöglinge eine schwarze Soutane mit rothen Knöpfen und einem rothen Cingulum; diese rothen Abzeichen

sollen sie daran erinnern, daß sie bereit sein müssen, ihr Leben für den Glauben zu lassen. Einer der ersten Missionäre der neuerrichteten Propaganda, der hl. Fidelis von Sigmaringen, hat wirklich das Glück gehabt, sein Blut für die heilige Kirche zu vergießen und wie es im Römischen Brevier an seinem Festtage heißt: „durch seinen großmüthig übernommenen glorreichen Tod der gedachten Congregation die Erstlingspalme des Martyriums zu erwerben." — Die Bibliothek der Propaganda, ein herrlicher, kirchenschiffähnlicher Saal, enthält gegen 45,000 Bände, darunter Katechismen, Grammatiken und Wörterbücher so ziemlich aller bekannter Sprachen, theils gedruckt, theils handschriftlich. Mit ihr verbunden ist das nach seinem Gründer, dem Cardinal Stephan Borgia, benannte Museum Borgianum, das ebenfalls reich ist an orientalischen Handschriften und an Merkwürdigkeiten aus den verschiedenen Missionsländern.

3. Die Druckerei der Propaganda verdankt ihre Entstehung der Überzeugung, daß es nicht genüge, einen einheimischen Klerus zu bilden, sondern daß die jungen Kirchen auch mit den nöthigen Büchern in ihrer Landessprache versehen werden müssen. Im Jahre 1626 wurde der Grundstein zu der heutigen großartigen Anstalt dadurch gelegt, daß für 18,000 Skudi (etwa 80,000 *M.*) Pressen und Druckschriften angeschafft wurden. Mehrere Fürsten rechneten es sich zur Ehre, die neue Druckerei zu beschenken; so erhielt sie von Kaiser Ferdinand II. illyrische Typen, vom Großherzog von Toskana alle orientalischen Typen, die er besaß u. s. w. Im Laufe der Zeit wuchs die Anstalt immer mehr, so daß sie am Ausgange des vorigen Jahunderts unbedingt als die berühmteste und die an verschiedenen Typen reichste Druckerei dastand. Die französische Revolution beraubte sie eines Theiles ihrer Schätze; im Jahre 1812 wanderte noch ein anderer Theil derselben nach Paris und leider kehrten im Jahre 1815 nicht alle geraubten Matrizen und Typen nach Rom zurück. Indessen ließen sich die Päpste auch in der Folgezeit die Bereicherung dieses wichtigen Institutes angelegen sein; als Gregor XVI. im Jahre 1842 die Druckerei besuchte, konnte man ihm ein Album überreichen, in welchem Druckproben aus 55 Sprachen enthalten waren. Einen neuen Aufschwung nahm auch sie, wie so viele andere kirchlichen Anstalten, unter Pius IX., unter dem sie im Jahre 1866 ganz neu organisirt und mit den neuesten Maschinen ausgestattet wurde. Die Anzahl ihrer verschiedenen Typen beläuft sich gegenwärtig auf 180, mit welchen sie während des Concils ein Album druckte, das das Vaterunser in 250 Sprachen und Dialekten enthielt. Obgleich hauptsächlich bestimmt für den Druck der liturgischen Schriften der orientalischen Kirchen und der Katechismen, Bibeln u. s. w., die in den Missionsländern nöthig sind, hat die Druckerei der Propaganda in neuerer Zeit auch andere bedeutende Werke herausgegeben, so den prächtigen Codex Vaticanus von Vercellone in fünf Foliobänden u. s. w.

Alexander Cardinalis Franchi

Cardinal Franchi, Präfekt der Propaganda.

Die großmüthige Freigebigkeit und die alle Länder umfassende Liebe der Päpste hat sich indessen mit der Errichtung dieser großartigen Anstalt nicht begnügt; für den nämlichen Zweck, nämlich für die Heranbildung von Jünglingen, die sich dem Dienste des Heiligthums in ihren mehr oder weniger der Kirche entfremdeten Heimathländern widmen wollen, besteht in Rom neben der Propaganda noch eine ganze Reihe von Anstalten, welche alle die Päpste zu ihren Gründern oder wenigstens zu ihren Hauptwohlthätern haben. Wir nennen von diesen nur einige:

1. Das deutsche oder wie es seit 1584 heißt, das deutsch-ungarische Colleg, wurde auf Veranlassung des hl. Ignatius von Julius III. im Jahre 1552 gegründet zur Heranbildung von Priestern für die damals von der Häresie verwüstete deutsche Kirche. Gregor XIII. (1572—1585) nahm sich dieser Anstalt mit solcher Liebe an und überwies ihr so reiche Einkünfte, daß er mit Recht als ihr zweiter Gründer betrachtet werden darf. Noch gegenwärtig blüht das Germanicum, nachdem es seit drei Jahrhunderten unserm Vaterlande unzählige tüchtige Bischöfe, Professoren und Priester gegeben hat.

2. Das englische Colleg wurde von Gregor XIII. im Jahre 1575 nach dem Muster des deutschen in's Leben gerufen. Auch diese Anstalt blüht noch gegenwärtig und sie hat einen nicht geringen Antheil an dem katholischen Leben, das auf's Neue in England hervortritt. Wir erinnern nur daran, daß Cardinal Wiseman selbst ihr Zögling und später ihr Rektor war, wie auch mehrere andere der tüchtigsten englischen Bischöfe aus ihr hervorgegangen sind. Mit dem englischen Collegium ist seit wenigen Jahren das englische Pius-Collegium verbunden. Diese Stiftung verdankt ihren Ursprung unserem jetzigen Papste; er bestimmte sie für jene convertiren-

den anglikanischen Prediger, die sich dem Priesterstande widmen wollen.

3. Ebenfalls von Gregor XIII. (1581) gegründet ist das griechisch-ruthenische Colleg für die unirte Kirche Polens und Rußlands. Pius IX. hat in dieser nach dem hl. Athanasius benannten Anstalt vier Plätze gestiftet für die Unirten Siebenbürgens.

4. Das schottische Colleg wurde im Jahre 1600 von Clemens VIII. gegründet, von seinem Nachfolger, Paul V. (1605—1621), aber bedeutend erweitert. Er warf demselben eine monatliche Rente von 250 *M.* aus und verpflichtete die Propaganda, jährlich 6000 *M.* hinzuzufügen.

5. Bald nachher (1628) wurde das irische Colleg unter Urban VIII. von Cardinal Ludwig Ludovisi, dem ersten Präfekten der Propaganda, gegründet. Zur Zeit der französischen Revolution unterdrückt, stellte Leo XII. es wieder her.

6. Ebenfalls für Irland und die anderen britischen Länder bestimmt ist das durch die Freigebigkeit Philipp' IV. von Spanien gegründete Colleg des hl. Isidor. Zahlreiche Missionäre sind aus ihm sowohl für Großbritannien als ganz besonders für die Vereinigten Staaten Nordamerika's hervorgegangen.

7. Das Colleg des hl. Gregor des Erleuchters wurde um 1761 von Clemens XIII. für die unirten Armenier gegründet. Damals bestand aber schon längst ein maronitisches Colleg, das nicht nur den katholischen Christen des

Das Collegium der Propaganda zu Rom.

Libanon viele ausgezeichnete Patriarchen und Bischöfe, sondern auch der ganzen katholischen Welt mehrere ihrer hervorragendsten Gelehrten geliefert. Den Stürmen der Revolutionszeit aber ist es am Ende des vorigen Jahrhunderts erlegen, und seither haben die Maroniten in Rom nur mehr einige Plätze in der Propaganda, dagegen seit dem Ende der dreißiger Jahre im Libanon selbst, wie wir sehen werden, eine das maronitische Colleg ersetzende Anstalt. Außer diesen älteren Collegien könnten wir auch noch mehrere neue verzeichnen, die der Großmuth und dem Seeleneifer Pius IX. ihr Dasein verdanken, so das südamerikanische (1858), das nordamerikanische (1858), das polnische (1866) u. s. w.

Der Sturm, welcher gegenwärtig über Rom hereingebrochen ist, bedroht auch diese für die katholische Kirche der ganzen Welt bestimmten Anstalten; die piemontesische Regierung hat bereits zu wiederholten Malen versucht, ihren leeren Schatz mit den für das Missionswerk bestimmten Einkünften der Propaganda und der anderen Collegien zu füllen, und Manches ist schon seinem frommen Stiftungszwecke entzogen worden. Möge der liebe Gott diese den Missionen drohende Gefahr in seiner Güte und Liebe abwenden!

(Fortsetzung folgt.)

Madagaskar.

2. Ältere Geschichte der Insel.

Aus der etwas prunkhaften Überschrift dieses Abschnittes darf der geneigte Leser nicht schließen, daß wir ihn weit in die alten Zeiten zurückführen und ihm in eingehender Weise die Geschicke der Insel vorführen werden. Wenn wir ebenso geneigt dazu wären, als wir ungeneigt dazu sind, so würde uns schon allein der Umstand davon abhalten, daß die Madegassen erst in diesem Jahrhundert mit der Schrift bekannt wurden, somit auch keine einheimischen Denkmäler uns sichere Kunde über ihre früheren Erlebnisse bieten. Wissen wir ja nicht einmal, wann und woher die Madegassen eingewandert sind und können wir ja bloß aus allerdings sicheren Merkmalen *schließen*, daß wenigstens einen Theil ihrer Bewohner die Insel durch den zu gewissen Zeiten des Jahres wehenden Monsun von den Sundainseln zugeführt erhielt. Unsere Absicht geht denn auch nur dahin, die früheren Ereignisse insoweit mitzutheilen, als zum Verständniß der heutigen Zustände und des Verhältnisses der dortigen katholischen und protestantischen Mission erforderlich ist.

Wie wir früher schon erzählten, wurde Madagaskar im Jahre 1506 von dem portugiesischen Vicekönig Indiens, Lorenz Almeida, entdeckt. Obgleich uns nun keine sicheren Nachrichten darüber erhalten sind, unterliegt es doch bei der bekannten Verfahrungsweise der Portugiesen keinem Zweifel, daß ihren verschiedenen Kolonisationsversuchen stets auch Missionsversuche zur Seite gingen. Durch das ungesunde Klima der Küstenebenen jedoch abgeschreckt, überließen sie die Insel ihrem Schicksal. Erst aus dem folgenden Jahrhundert kömmt uns wieder eine Kunde von ihr zu. Um das Jahr 1648 nämlich gestattete Ludwig XIII. von Frankreich, daß die neugegründete Indische Compagnie auf Madagaskar, welches damals den Namen Ile Dauphin annahm, Kolonien gründe; wie es aber in jenen Zeiten bei den katholischen Nationen selbstverständlich war, sollte mit der Niederlassung auch eine Mission verbunden werden. In einem im Archiv des französischen Marineministeriums aufbewahrten Memoire[1] lesen wir darüber Folgendes:

„Nachdem der Papst ein festes Jahreseinkommen angewiesen hatte, welches für die Bekehrung der Bewohner der St. Laurentius-Insel, d. i. Madagaskars, zu verwenden sei, wendete sich der Nuntius im Auftrage Sr. Heiligkeit und der Congregation der Propaganda an Herrn Vincenz von Paul, den Gründer der Lazaristencongregation, und bat denselben um Priester seiner Gesellschaft für diese Mission. Diese Anfrage fand statt im Jahre 1648 und Herr Vincenz und seine Congregation gingen auf die Bitte ein. Noch im nämlichen Jahre wurden zwei Missionäre nach Madagaskar geschickt; von da an bis zum Jahre 1662 folgten 15 andere Lazaristen den beiden ersten, indessen kamen fünf davon nicht über das Cap der guten Hoffnung hinaus, wo sie Schiffbruch litten und dann nach Frankreich zurückkehrten. Die Stiftung reichte für die Ausgaben der Missionäre, sowohl für ihre Reisen als ihren Lebensunterhalt, vollständig aus."

Die beiden Missionäre, die im Jahre 1648 abreisten, waren die PP. Naquart de Champmartin und Nicolaus Gondrée. Ihre erste Aufgabe war auf die Bekehrung der französischen Besatzung und der Kolonisten des Fort Dauphin an der Südostküste (25° S.) gerichtet, weil deren Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Ausschweifung den christlichen Namen schändeten und die Verbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen unmöglich machten. Als Naquart nach Erlernung der Sprache begann, sich mit den Madegassen zu beschäftigen, fand er einen Häuptling, der ihm mittheilte, wie er in seiner Jugend nach Goa gekommen, dort im christlichen Glauben unterrichtet und getauft worden sei. Derselbe wußte sogar noch auf Portugiesisch das Vaterunser, das Ave Maria und das apostolische Glaubensbekenntniß herzusagen. Hier bot sich den Missionären ein Anknüpfungspunkt, allein bereits im Jahre 1649 erlag P. Gondrée dem Fieber und bevor noch dessen Ersatzmann, P. Bourdaise, eintraf, starb auch P. Naquart. So fand sich P. Bourdaise ganz allein; die im Jahre 1657 zu seiner Hilfe abgesendeten fünf Missionäre erlitten Schiffbruch und wurden von holländischen Fahrzeugen, wie schon bemerkt, nach Frankreich zurückgebracht.

Trotzdem wurde die Mission nicht aufgegeben, neue Missionäre kamen aus Frankreich an, und es wäre nicht geringe Aussicht auf guten Erfolg gewesen, wenn nicht von Seiten der Besatzung und der Kolonisten so schrecklich gegen die Eingeborenen gefrevelt worden wäre, daß letztere zu verschiedenen Malen sich gegen ihre Unterdrücker erhoben und in blutigen Aufständen die Franzosen zu verjagen sich bemühten; auch einer der Lazaristen fand dabei seinen Tod. Dieser energische Widerstand von Seiten der Madegassen veranlaßte die französische Regierung im Jahre 1674, ihre Niederlassungsversuche aufzugeben, und Ludwig XIV. verbot sogar seinen Schiffen, auf der Insel auch nur zu landen. Damals waren vier Lazaristen auf Madagaskar beschäftigt; einer von diesen wurde, kurz bevor die Franzosen die Insel räumten, von den Madegassen ermordet; ein anderer wurde im Missionshause lebendig verbrannt, nur zwei konnten die Trümmer der Besatzung nach Frankreich begleiten.

Mit dem Aufhören dieses Kolonisationsversuches verschwindet auch Madagaskar wieder aus unseren Augen; beinahe ein Jahrhundert lang hören wir nichts von ihm, außer daß seine Uferbewohner — ähnlich wie noch heute ihre Stammesverwandten auf den Sundainseln — durch Seeräuberei den indischen Ocean unsicher machten und im Jahre 1722 die europäischen Mächte zwangen, durch Absendung einer stärkeren Seemacht diesem Unwesen ein Ende zu bereiten. Um das Jahr 1750 machten die Franzosen einen neuen Versuch auf Madagaskar; sie bemächtigten sich der kleinen nahe bei der Ostküste unter dem 17° S. gelegenen Insel St. Marie und gründeten einige Factoreien auf der großen Insel in der etwas nördlich von St. Marie gelegenen Antongilbucht. Allein auch jetzt hatten sie keinen dauernden Erfolg; zwar gelang es dem polnischen Abenteurer Benjowski, den die französische Regierung zum Gouverneur der Insel machte, im Jahre 1774 eine Kolonie zu gründen und sich sogar von mehreren eingeborenen Stämmen zum König der Insel erwählen zu lassen. Weil er sie jedoch für seine eigene Rechnung zu erobern schien, wurde er von den Franzosen, die ihn Anfangs gesendet hatten, bekämpft. Diesen Zwiespalt benutzten die Eingeborenen, um beide zu vertreiben, was ihnen im Jahre 1786 gelang.

Diese vorübergehenden Besetzungen einzelner Küstenstriche von Seiten der Franzosen waren wenig geeignet, uns mit den Ver-

[1] Dasselbe ist mitgetheilt in Madagascar et ses deux premiers évêques. Par Msgr. A. R. Maupoint, évêque de St. Denis. Paris 1864. I. S. 26 f.

hältnissen der Eingeborenen, namentlich im Innern der Insel, bekannt zu machen; etwas mehr lernen wir in dieser Beziehung aus den Erzählungen eines Engländers, Robert Drury, welcher in Folge eines Schiffbruches an die Küste von Madagaskar kam und fünfzehn Jahre als Sklave zurückgehalten wurde. Soviel wir aus seinen Berichten ersehen, lagen damals die einzelnen Stämme beinahe beständig mit einander im Kampfe, und suchten durch Raubzüge einander Sklaven und Viehheerden abzugewinnen. Das Faustrecht herrschte im höchsten Grade, wenn gleich die Kriege nicht mit großer Grausamkeit geführt wurden. Die einzelnen Stämme hatten eine mehr oder weniger patriarchalische Verfassung; um einen tüchtigen Krieger sammelte sich eine Schaar von Anhängern und das Erbrecht hielt die einmal Gesammelten unter der Herrschaft seiner Abkömmlinge. Indessen hatten die Glieder des so gebildeten Stammes eine große Freiheit, indem jeder Krieger frei und offen seine Meinung bei jeder vorkommenden Gelegenheit aussprach und nur an jenen Kriegszügen theilnahm, die er selbst gebilligt hatte.

Einen Rest dieser alten Freiheit haben wir noch vor uns in den sogen. Kabares oder großen Volksversammlungen, welche auch heute noch die madegassischen Könige zu berufen pflegen, obgleich sie denselben keine nennenswerthe Auktorität zuerkennen. Robert Drury kam ebenfalls nicht weit in's Innere der Insel; wir hören daher auch von ihm nichts in Bezug auf die Howas, welche jetzt alle Macht in Händen haben, zu seiner Zeit aber nur erst einen unbedeutenden Stamm der Central-Hochebene bildeten.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat die politische Umwälzung begonnen, aus welcher das heutige Madagaskar hervorgegangen ist. Andrian-Impoïn-Imerina, ein Häuptling der eben genannten Howas, verstand es, zunächst von diesem ganzen Stamme sich als König anerkennen zu lassen und dann durch dessen Hilfe die anderen benachbarten Stämme der Provinz Imerina sich zu unterwerfen (1792—1810). Vorzüglich jedoch war es sein Sohn und Nachfolger, Radama I. (1810—1828), welcher die augenblicklich noch bestehende Herrschaft begründete und zwar — was wohl zu beachten ist — mit Unterstützung Englands. Bekanntlich hat seit Beginn dieses Jahrhunderts England sich mit seiner ganzen Kraft auf die Abschaffung des Sklavenhandels verlegt; dieser aber blühte auf Madagaskar in einer ganz außerordentlichen Weise und hatte dort, wie überall, die schmählichste Grausamkeit im Gefolge. Sir Robert Farquhar, Gouverneur der benachbarten Insel Mauritius, war von seiner Regierung beauftragt, auf den Inseln des Indischen Oceans und an der Ostküste Afrika's die Abschaffung des Sklavenhandels zu betreiben. Mit Recht aber glaubte dieser tüchtige Beamte, um dem ihm ertheilten Auftrage nachzukommen, genüge es keineswegs, wenn er bloß einige Sklavenschiffe aufgreifen lasse, sondern das Übel müsse in der Wurzel bekämpft werden, indem man den ersten Verkauf der Sklaven an die Händler zu verhindern trachte. Zu diesem Zwecke suchte er mit den Häuptlingen jener Gegenden, aus welchen die Sklaven herkamen, sich in Verbindung zu setzen. Es konnte ihm nicht entgehen, daß auf Madagaskar Radama, der König von Imerina, der einflußreichste und mächtigste sei, dessen Herrschaft sich immer weiter ausdehne und bald die ganze Insel umfassen müsse. Ihn zu gewinnen und durch ihn den Sklavenhandel auf Madagaskar zu unterdrücken, war nun das Bestreben Sir Farquhars. Diese Aufgabe indessen war nicht ganz leicht. Allerdings sah Radama recht gut ein, wie nachtheilig der Sklavenhandel für seine Insel war, aber andererseits bestand der größte Theil seiner Einkünfte in jenen Summen, welche die Sklavenhändler für jeden aus Madagaskar abgeführten Sklaven zu erlegen hatten, und mehrere seiner vornehmsten Unterthanen bezogen aus der nämlichen Quelle ganz bedeutende Reichthümer. Es handelte sich darum, den König für den Ausfall dieser Ausfuhrsteuer zu entschädigen. Durch einen geschickten Unterhändler überwand der Gouverneur alle Schwierigkeiten und schloß mit Radama einen Vertrag ab, durch welchen dieser sich verpflichtete, in seiner ganzen Herrschaft den Sklavenhandel zu unterdrücken gegen eine von England ihm jährlich zu zahlende Summe von 2000 Pfund St. (40,000 *M.*)

Dieser Vertrag war für Radama von der allergrößten Bedeutung, indem die englische Regierung jetzt gleichsam gezwungen war, seine Ansprüche auf die Herrschaft der ganzen Insel auf jede Weise zu unterstützen, damit der Sklavenhandel auf der ganzen Insel unterdrückt würde. Es wurde ihm zwar nicht leicht, dieser Bedingung zu entsprechen, da mit Ausnahme der armen Sklaven selbst das ganze Volk gegen dieselbe gestimmt war; trotzdem hielt er am Vertrage fest und er ließ sogar Glieder seiner eigenen Familie hinrichten, welche noch Sklaven außer Landes zu verkaufen wagten. Die Vortheile aber, die er seinerseits aus diesem Vertrage schöpfte, waren auch ganz bedeutend. Die Engländer zahlten die stipulirte Jahressumme meistens in Waffen und Munition, so daß Radama über alle seine Gegner bald ein unbestrittenes Übergewicht besaß und bei seinem Tode (1828) so ziemlich die ganze Insel seinem Scepter unterworfen hatte. Zwar gibt es im äußersten Süden einige Stämme, welche die Herrschaft der Howas nicht anerkennen wollen, auch ist in den vom ursprünglichen Sitze der Howas entfernteren Gegenden ihre Macht eine verhältnißmäßig schwache, allein trotzdem kann man nicht läugnen, daß die Nachfolger Radama's I. die wirklichen Herrscher Madagaskar's sind und ihren Befehlen durch die überall stehenden Howa-Garnisonen Anerkennung zu verschaffen wissen.

Um ihre Politik zu unterstützen, mußten die Beherrscher von Tananariva fortan ihr Hauptaugenmerk auf ihre Armee richten und in der That wurde bereits von Radama I. der Einfluß der militärischen Elemente auf Kosten der früher überwiegenden bürgerlichen Gewalt ganz bedeutend gehoben. Öffentliche Ämter, die irgend einen Einfluß gewährten, wurden beinahe nur noch den Offizieren anvertraut. Die Grade in der madegassischen Armee werden einfach gezählt; vom einfachen Soldaten sagt man, er habe eine Ehre, und dadurch ist er schon über den gewöhnlichen Bürger oder Bauern erhoben; der Unteroffizier hat dann zwei Ehren, der Sergeant drei und so geht es fort bis zu sechsundzwanzig. Ursprünglich gab es der Abstufungen nur sechszehn, aber weil sich die Zahl der Offiziere so ungeheuer vermehrt hatte, daß es nichts Seltenes war, einen Mann mit dreizehn oder mehr Ehren, d. h. also einen, der etwa Generalsrang hatte, außerhalb des Dienstes als einfachen Maurer oder Zimmermann arbeiten zu sehen, haben die Nachfolger Radama's I. noch zehn Grade hinzugefügt. Nach diesen Ehrenstufen in der Armee werden auch einzig die Rangstufen der Civilbeamten berechnet, so daß eigentlich eine vollständige Militärherrschaft unter den Madegassen besteht. Sogar die Andriambaventys, d. h. die hohen Adeligen oder Richter, die früher den obersten Rang nächst der königlichen Familie eingenommen hat-

ten, verloren einige ihrer Vorrechte an die Offiziere und stiegen von ihrem hohen Range herab. Indessen wurde auch von Radama mit Hilfe einiger englischer Offiziere die Armee selbst neu organisirt und auf einen solchen Standpunkt erhoben, daß sie zwar nicht europäischen Truppen gewachsen, wohl aber den Schaaren der anderen Stämme weit überlegen war. Dabei hat aber die madegassische Armee noch immer, wie Augenzeugen berichten, eine höchst komische Equipirung; mit Ausnahme weniger Regimenter, bei welchen wenigstens die Mannschaft gleichmäßig kostümirt ist, herrscht vollständige Freiheit in Bezug auf die Uniform.

„Besonders die Offiziere gefallen sich in einer bunten Mannigfaltigkeit von Uniformen, so daß man zum Lachen gezwungen wird. Die der untern Grade tragen alle möglichen alten europäischen Uniformstücke und dazu dann Hüte aus dem vorigen Jahrhundert. Die Oberoffiziere erscheinen beim gewöhnlichen Dienst in schwarzem Frack und Cylinderhut; der um den Leib geschnallte scheidelose Säbel bildet dazu einen merkwürdigen Contrast. Manchmal erblickt man an einzelnen Regimentern eine wirklich grenzenlose Verschiedenheit der Uniformen; unter hundert Soldaten sind auch nicht zwei gleichmäßig gekleidet. Bei ihrer Rückkehr vom Exercierplatz bilden sie mit ihren Röcken, Hosen, Westen, Hüten von jeder möglichen Farbe, von jedem möglichen Stoff, von jedem möglichen Schnitt eine Prozession, die man sich nicht lächerlicher denken kann. Die reichste Trödlerbude wäre nicht im Stande, eine solche bunte Mannigfaltigkeit herzustellen. Allerdings bei feierlichen Gelegenheiten tragen die höheren Offiziere herrliche Uniformen, aber auch in diesen wieder ist bunte Mannigfaltigkeit die Regel und es kömmt nur darauf an, daß die Farbe recht grell und Gold- und Silberborten nicht geschont seien. Das Commando ist in englischer Sprache, und es ist komisch, diese englischen Worte aus einem madegassischen Munde zu hören, untermischt mit madegassischen Ausdrücken. Oft habe ich mich amusirt, wenn ein höherer Offizier bei einem Wachtposten vorüberkam und der Commandant der Wache seine vier Mann mit ihren Gewehren auf den Schultern in Reih und Glied stellte und beim Herannahen seines Obern alle Commandoworte ausstieß, die ihm eben einfielen: Achtung! Rechtsum! Präsentirt! Kehrt! während er zugleich mit seinem Säbel durch die Luft fuhr. Die Strafen sind sehr strenge und grausam; außer der Peitsche findet sich sogar die Strafe des Feuertodes für Deserteure und Feiglinge. Diese letztere Strafe wurde auf den Vorschlag Radama's von den Soldaten selbst in allgemeiner Abstimmung angenommen, weßhalb der König auch im Falle einer Verurtheilung zu dieser Strafe zu sagen pflegte: Nicht ich, sondern euer Gesetz verurtheilt zum Tode durch das Feuer. Der Feuertod findet sogar statt, wenn einer ohne Erlaubniß seine Garnison verläßt und ist in den letzten Jahren mehrmals wegen dieses Vergehens verhängt worden" (Sibrée).

Madegassische Gefangene.

Viel wichtiger als die Einführung der Militärherrschaft durch Radama I. ist der Umstand, daß unter seiner Regierung die Achtung des Volkes vor der königlichen Würde eine über die Maßen große geworden ist. Auch schon früher scheinen die Howas ihre Häuptlinge hoch verehrt zu haben; wir dürften wohl nicht irren, wenn wir ebenfalls hierin einen Beweis für den malaiischen Ursprung des Volkes finden, denn es ist bekannt, wie kriecherisch die Malaien selbst die tyrannischen Befehle ihrer Könige erfüllen. Allein, wie gesagt, ist diese Achtung der Howas und der Madegassen im Allgemeinen im Laufe dieses Jahrhunderts eine wirklich abgöttische geworden. Wenn gegenwärtig die Königin von Madagaskar sich öffentlich zeigt, grüßt man sie mit dem Rufe: Andriamanitra lehibe ni mpandschakanay, d. h. eine große Gottheit ist unsere Herrscherin. Als ein gewöhnlicher Name des Königs und der Königin gilt der Ausdruck: ni andriamanitra hita maso, „die mit dem Auge gesehene oder die sichtbare Gottheit", und ein Sprüchwort lautet: „Wer ist auf Erden Gott? Ist es nicht der König?" Der Ungehorsam gegen einen königlichen Befehl wird daher nicht bloß als ein Verbrechen, sondern auch als eine Gotteslästerung betrachtet. Als die Königin Ranavalona die christliche Religion verboten hatte, fragte ein madegassischer Höfling die anwesenden Europäer, ob sie wohl noch ruhig leben könnten, und auf die Erwiederung, daß der Befehl der Königin denen keine Furcht einjage, die ein gutes Gewissen hätten, antwortete der Madegasse: „Ihr wißt wohl nicht, daß wir nichts thun dürfen, was der Königin mißfällt, wir kennen keine höhere Macht, als die ihrige, und wenn wir ihr mißfallen, sind wir verloren." Von welcher Bedeutung diese übertriebene Furcht vor dem königlichen Zorn für die Einführung des Christenthums ist, bedarf keiner Erörterung.

Die Londoner Missionsgesellschaft glaubte die Verbindung der englischen Regierung mit Radama benützen zu sollen, um selbst festen Fuß auf der Insel zu fassen. Es war im Jahre 1818, als die ersten protestantischen Missionäre nach Madagaskar kamen, aber erst zwei Jahre später begannen sie ihre Thätigkeit mit Eröffnung einer Schule in Tananariva. In den ersten Jahren waren sie beinahe bloß mit dem Unterricht in der Schule beschäftigt; nebstdem hatten sie Handwerker unter sich, welche die Madegassen anleiten sollten. Natürlich war diese Thätigkeit dem Könige Radama angenehm, und nicht nur legte er den protestantischen Missionären kein Hinderniß in den Weg, sondern er begünstigte sie auf jegliche Weise. Dennoch machte das Christenthum als solches keine Fortschritte; „bis zum 1. Januar 1828," sagt Sibrée, als protestantischer Missionär gewiß ein zuverlässiger Zeuge, „hatte noch kein einziger Madegasse sich öffentlich zum Christenthum bekannt; nur hatte man Grund, zu glauben, daß die Wahrheit in manchem Herzen zu keimen begonnen hatte." Katholische Missionäre waren um diese Zeit keine auf Madagaskar; einestheils wurde bloß den Engländern gestattet, auf der Insel sich niederzulassen, und anderntheils hatte die katholische Kirche damals erst begonnen, die alten Missionen, welche theils in Folge

der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu, theils in Folge der französischen Revolution beinahe zu Grunde gegangen waren, wieder aufzurichten, so daß an die Übernahme einer neuen Mission nicht gedacht werden könnte. Dadurch aber gewannen die protestantischen Missionäre einen Vorsprung, den bis heute die Katholiken nicht ganz haben ausgleichen können. Denn wenn auch bis zum Jahre 1835, in welchem auch die Protestanten von der Insel vertrieben wurden, nur wenige Taufen stattgefunden hatten, so waren doch in ihren Schulen — wenigstens wenn wir ihren Berichten Glauben schenken dürfen — zwölf- bis fünfzehntausend Schüler unterrichtet worden, die sich natürlich ihnen zuwandten, als im Jahre 1861 die Insel den Europäern ganz geöffnet wurde. Indessen wollen wir unserer Erzählung nicht vorgreifen; kehren wir also zu Radama I. zurück.

Nachdem dieser König, wie bereits gesagt, mit seinen englischen Bundesgenossen die Macht seiner Dynastie fest gegründet und zu diesem Ende eine wahre Militärherrschaft eingeführt hatte, starb er im Juli 1828. Zu seinem Nachfolger hatte er einen Neffen bestimmt, einen tüchtigen Jüngling, der in der protestantischen Schule seine Erziehung genossen; allein eine Palastintrigue vereitelte diesen Plan des Königs und der Thron fiel an eine seiner Frauen, Ranavalona I. Die neue Herrscherin zeichnete sich gleich durch eine kalte Grausamkeit aus; der von Radama bestimmte Thronerbe sowie alle anderen nahen Verwandten des verstorbenen Königs wurden auf verschiedene Weise zum Tode gebracht. Im Anfange ließ sie jedoch den Europäern noch die von ihrem Vorgänger gestattete Freiheit der Bewegung und begünstigte sogar die Schulen der Missionäre. In dieser Zeit scheint denn auch eine Anzahl von Taufen stattgefunden zu haben.

Madegassische Gefangene.

Allein schon 1832 mußten einige Europäer die Insel verlassen und im Jahre 1835 die noch zurückgebliebenen Missionäre ihnen folgen. Es zeigte sich hier so recht der Unterschied zwischen den katholischen Missionären, welche vor Gefahren nicht zurückweichen und selbst auf Kosten ihres Lebens den Glauben auszubreiten kein Bedenken tragen, und den protestantischen Sendboten, die, sobald eine Gefahr droht, mit Weib und Kind den gefährlichen Posten verlassen und die von ihnen „Bekehrten" allein dem Sturme preisgeben. Wie früher in Japan, China, Korea, Annam u. s. w. u. s. w. zahlreiche katholische Missionäre trotz aller Befehle der Herrscher den ihnen angewiesenen Posten nicht verließen, die Gläubigen durch ihr eigenes Beispiel Heldenmuth lehrten und ihnen im Martyrium vorangingen, wie augenblicklich noch trotz aller Verbote und aller Gefahren die katholischen Missionäre in Tibet u. s. w. einzudringen sich bemühen, so begann auch auf Madagaskar die katholische Mission gerade zu jener Zeit, wo das Verbot der Königin den Europäern das Betreten der großen afrikanischen Insel untersagte. Wir werden im folgenden Abschnitte sehen, mit welcher Mühe und welcher Ausdauer die katholischen Missionäre das gut bewachte Madagaskar von allen Seiten umlagerten, um jede gegebene Gelegenheit zu benutzen. Dagegen reisten die Londoner Missionsgesellschaftsprediger sofort von Madagaskar und Tananariva ab, als die Königin es ihnen befahl, und warteten in sicherer Entfernung, bis nach dem Tode der Königin alle Gefahr verschwunden war.

Es waren eben Miethlinge, keine wahren Hirten. Für die von ihnen Getauften folgte jetzt eine Periode der Verfolgung und manche wurden getödtet. Daher spricht man denn auch gern in protestantischen Missionsblättern von der „madegassischen Kirche" als einer „Martyrerkirche". Nun jedenfalls haben die europäischen Herren Prediger keinen Antheil an der Ehre, zu dieser „Martyrerkirche" zu gehören, und wenn wir auch jenen unter den Hingemordeten, welche etwa wirklich um Christi willen den Tod übernahmen, ihren Ruhm nicht rauben möchten, so beginnen doch jetzt schon besonnene Protestanten zu mahnen, jene Vorkommnisse nicht zu sehr aufzubauschen. „Jene Martyrer, sagt Grundemann [1], sind schon mit einem Heiligenschein umgeben, der, falls man darnach ohne Rücksicht anderer Verhältnisse urtheilen wollte, uns die Erfolge der Mission und die ihr noch bleibenden Aufgaben in einem schiefen Lichte zeigen würde. So hoch wir nämlich auch die Bekenntnißtreue der Bekehrten anschlagen mögen, dürfen wir dieselbe nicht als den Beweis einer gleichmäßig hohen Entwicklung des christlichen Charakters ansehen." Daher bittet denn auch Grundemann seine protestantischen Leser, „ihre wahrscheinlich etwas zu hohen Vorstellungen über die christlichen Madegassen ein wenig herabzustimmen." Überhaupt ist es jedoch noch nicht ganz klargestellt, ob die Königin Ranavalona, welche mehrere Jahre lang die protestantischen Missionen nicht nur nicht verfolgte, sondern sogar begünstigte, aus religiösen oder aber aus politischen Gründen zur

[1] Allgemeine Missionszeitschrift, herausgegeben von Dr. Warneck. Gütersloh 1874. Juniheft S. 240.

Verfolgung überging und ob sie wirklich den christlichen Namen in den sogenannten Martyrern haßte oder nicht vielmehr mit Grund in ihnen eine politische Partei erkannte, welche in verrätherischer Verbindung mit Fremden, namentlich den Engländern, stand und ihrem Throne nachstellte. Thatsache ist, daß es im Laufe der vierziger Jahre zum offenen Kriege zwischen England und Frankreich einerseits und Madagaskar andererseits kam. Auch nach Beendigung desselben blieb die Königin gegen alle Europäer äußerst abstoßend und nur einigen Deutschen aus den Vereinigten Staaten gestattete sie auf der Insel Handel zu treiben. Wie dem aber auch sein mag, die ganze Regierung der Königin Ranavalona I. (1828—1861) ist eine der grausamsten, welche die Weltgeschichte überhaupt zu verzeichnen hat.

In unserem vorigen Artikel haben wir bereits einige Beweise dieser Grausamkeit zu verzeichnen gehabt, als wir von der Sklaverei und von dem Tanguin sprachen; es würde uns zu weit führen, wollten wir alle anführen, die wir in den Briefen der Missionäre finden; es mag genügen, die verschiedenen Strafen und Todesarten aufzuzählen, welche unter ihrer Regierung am häufigsten angewendet wurden. Ein Missionär führt folgende an:

1) Die Grube. Der Delinquent wird bis an den Hals in die Erde eingegraben und muß in diesem Zustande bleiben, bis der Tod ihn von dieser schrecklichen Qual befreit. Zuweilen wird den Verwandten gestattet, dem Verurtheilten in seinem Grabe Nahrung einzuflößen, damit die Qual so viel länger dauere.

2) Das Ertränken. Mit einem schweren Stein am Halse

Eine katholische Fischerfamilie von Madagaskar.

werden die zu diesem Tode Verurtheilten in einen Teich oder einen See geworfen.

3) Das Übergießen mit siedendem Wasser. Es wird ein tiefes Loch gegraben, der Verurtheilte, die Hände auf den Rücken gebunden, hineingestellt und siedendes Wasser über seinen Kopf gegossen, bis er stirbt. Nur der böse Feind hat die Verschärfung ersinnen können, durch welche diese Strafe die denkbar grausamste wird; es dürfen nämlich zur Ausführung derselben nur die nächsten Verwandten des Verurtheilten mitwirken. So sind es die Eltern, oder Kinder, oder Geschwister, die für den Tod ihres Kindes, ihres Vaters, ihres Bruders das Feuer anzünden, das Wasser herbeitragen und es endlich auch noch dem Unglücklichen über den Kopf gießen.

4) Das Verbrennen. Ein großer Scheiterhaufen wird angezündet und der Verbrecher in die Flamme geworfen, während die Henker ringsherum tanzen und das Schlachtopfer mit Schimpfreden und Verhöhnungen überhäufen.

5) Die Steinigung. Der Verurtheilte wird in eine Strohmatte eingenäht, dann mit dem Kopfe zwischen einen gabelförmigen Pfahl eingeklemmt und mit einem Hagel von Steinen überschüttet, bis der Tod seine Qual endet.

6) Die Messerstrafe. Der Delinquent wird über einen Block gelegt und mit einem stumpfen Messer sägt man ihm den Kopf ab.

7) Das Herabstürzen. Oberhalb des königlichen Palastes, an der Westseite von Tananariva, erheben sich 4—500' hohe, steile Felsen. Die Schlachtopfer, in Strohmatten eingenäht, werden von oben herabgeworfen und rollen und stürzen den steilen Abhang hinab

über die spitzigen Vorsprünge. Kommen sie noch lebend unten an, so geben aufgestellte Henker mit einer Keule oder einem Schwert ihnen den Todesstreich.

8) Die Fesseln. Unter allen Strafen ist diese vielleicht die grausamste, denn die Todesstrafe dauert höchstens eine Stunde, dagegen müssen die Gefesselten Monate und Jahre lang ihre Qual mit sich herumschleppen. Die Fesselung der Verurtheilten geschieht auf folgende Weise. Aus dem Eisen alter Haken macht man große hufeisenförmige Halsbänder; dann legt man den Verurtheilten auf den Boden, steckt seinen Hals in die Öffnung des Halseisens und einer der Henker schlägt mit einem schweren Hammer auf das eine Ende desselben, bis die beiden Enden aneinander kommen und ein vollständiges Halsband bilden. Daß dieses nicht leicht geschieht, im Gegentheil mehrere Männer sich bei dieser Arbeit ermüden können, ist leicht erklärlich, wenn man beachtet, daß dieses Halsband gegen 25 Pfund wiegt und also vollständige Eisenbarren kalt zusammenzuschmieden sind. Auf ähnliche Weise wird dann um jeden Fuß ein Band gelegt und alle drei Bänder werden zuletzt noch durch eine schwere Kette verbunden. Häufig werden sechs, sieben oder noch mehr auf diese Weise Gefesselten noch miteinander durch eine lange Eisenstange, die an dem Halseisen befestigt wird, verbunden. Stirbt dann einer von dieser Schaar, so schneidet man ihm den Kopf ab, um den Leichnam wegnehmen zu können, dagegen die Last der Ketten bleibt ganz zurück für seine Gefährten, und wenn von acht Gefesselten sieben sterben, so hat der achte alle Fesseln seiner gestorbenen Gefährten zu seinen eigenen zu tragen.

Aus dieser trockenen Aufzählung der Strafen erhellt hinreichend, welch' Schreckensregiment Ranavalona führte. Die Zahl der Schlachtopfer, die ihrer Grausamkeit fielen, anzugeben, ist unmöglich; daß dieselbe jährlich mehrere Tausende betrug, unterliegt keinem Zweifel. Im folgenden Abschnitt werden wir sehen, wie trotz dieses Schreckensregimentes die katholische Kirche in diesem Zeitraum ihre Mission eröffnen und eine kleine Gemeinde von Katholiken sowohl unter den Bewohnern der um Madagaskar gelegenen kleinen Inseln und den Fischern der Uferebenen als auch unter den Howas heranbilden konnte. Hier wollen wir bloß die Profangeschichte in ganz kurzen Zügen skizziren. Am 16. August 1861 starb die grausame Ranavalona und ihr Sohn Radama II. bestieg den Thron. Ganz das Gegentheil seiner Mutter legte er es nur darauf an, die Europäer in's Land zu ziehen, und die katholische Mission wurde unter ihm fest begründet, während auch die protestantischen Sendboten jetzt zurückzukehren wagten. Weil aber Radama II. die Franzosen und die katholischen Missionäre mehr begünstigte als die Engländer, erhob sich gegen ihn ein Theil des Volkes (wie man sagt, soll ein englischer Prediger, der Rev. Ellis, der Hauptanstifter dieses Aufstandes sein); Radama II. wurde am 12. Mai 1863 ermordet und seine Gemahlin Rasoherina zur Königin ausgerufen. Obgleich sie mehr zu den Protestanten hinneigte als zu den Katholiken, ließ sie doch auch diesen die gebührende Freiheit, so daß sich die Mission ruhig entwickeln konnte. Sie starb am 2. April 1868 und hinterließ den Thron ihrer heute noch regierenden Schwester Ranavalona II., welche ebenfalls zur protestantischen Sekte sich hält, ohne aber die Katholiken zu beeinträchtigen.

Aus dem Orient [1].

1. Alexandrien und Kairo.

Wer den Orient nach längerer Abwesenheit wieder besucht, wird fast bei jedem Schritte durch unerwartete Veränderungen überrascht. Wo noch vor kaum 15 Jahren der Reisende beim Besuche des alten römischen Lagers in den Sanddünen von Ramleh bei Alexandrien keine Hütte zum Ausruhen und nach einem stundenlangen Eselsritte durch den tiefen glühenden Sand keinen Baum zum Schutze vor der brennenden afrikanischen Sonne, keinen Trunk zum Stillen seines quälenden Durstes fand, da führt jetzt eine fast unabsehbare lange Straße, mit vielen Quer- und Seitengassen und dicht belaubten Baumpflanzungen, durch einen Feengarten der schönsten Villen und Landhäuser, welche im neuen Festgewande ihrer jungen Existenz aus dem üppigen Grün von Bananen-, Carouben-, Feigen-, Oliven-, Dattel-, Citronen- und Orangenbäumen, aus dichten Weinlauben, Zuckerrohr-Feldern und Bambusgebüsch hervorschauen und den im Genusse dieser Zauberwelt schwelgenden Wanderer gastlich zu ihren Springbrunnen und kühlen Schattengängen einladen. Eine eigens für Ramleh gebaute Eisenbahn sendet alle Stunden einen dichtbesetzten Zug zu den drei Stationen dieses wie durch die Macht eines Zauberstabes aus der Wüste, im kühlen Hauche des nahen Meeres, hervorgezauberten Paradiesgartens, dem einzigen und um so beliebteren Erholungsorte der in der glühendschweren Stickluft der Stadt verschmachtenden Alexandriner.

Ähnlichem, wie hier, begegnen wir vielfach im nilbespülten Ägypten. Die weder Tag noch Nacht rastende Leidenschaft des Khediv, durch immer neue Schöpfungen in allen Richtungen des modernen sog. Fortschrittes das von ihm beherrschte Land auf den Gipfel der modernen Staaten zu heben, und sein allmächtiger, über unerschöpflich scheinende Mittel befehlender, kein Hinderniß, keine Grenzen kennender Wille bringen Erfolge hervor, welche man anstaunen, vielleicht bewundern müßte, trügen sie nicht fast sämmtlich das Merkmal eines kurzen Eintagslebens an der Stirne, einer glänzenden Scheinexistenz, eines Automatenlebens ohne natürliche Lebens- und Entwickelungsfähigkeit, ohne die ersten, unerläßlichen Bedingungen und Erfordernisse alles dauerhaften Bestandes: das natürliche Bedürfniß. Das Ganze ist, mit Einem Worte, ein stellenweise glänzend übertünchtes Grab, aus welchem uns Tod und Verwesung entgegenekeln. Der Wille des Khediv ist das unwidersprechlich eiserne Gesetz des Landes; denn er ist der große Grundbesitzer des gesammten Landes und der persönliche Herr dessen Bewohner, über welche er nach Belieben verfügt. Die nöthige Zahl von ihnen wird, je nach dem Bedürfnisse der auszuführenden Unternehmungen, zusammengetrieben, gerade wie die

[1] Die unter diesem Titel erscheinenden Mittheilungen sind uns von sehr geschätzter Hand zur Verfügung gestellt. Es sind Reiseeindrücke eines vielgereisten und vielerfahrenen Laien, welcher zu wiederholten Malen (zuletzt im Sommer 1873) und auf längere Zeit Ägypten, Palästina und Syrien besuchte und dessen Lebensstellung ihn mit den höchsten und maßgebendsten Kreisen in beständige Berührung brachte. Daher dürfte derselbe auch in jeder Beziehung competent sein, die Zustände des Orientes zu beurtheilen und auf passende Heilmittel etwaiger Mißstände hinzuweisen. — Die erste Notiz (Alexandrien und Kairo) ist bereits in der Genfer Correspondenz veröffentlicht worden und aus ihr in andere Blätter übergegangen; wir haben sie trotzdem — um der Vollständigkeit willen — nicht auslassen zu dürfen geglaubt, sondern sie bloß abgekürzt.

Häuptlinge an der Westküste von Afrika ihre schwarzen Unterthanen für den Sklavenmarkt einfangen.

Die Kraft Ägyptens liegt im Ackerbau und der Viehzucht. Der einzige Repräsentant dieser unerschöpflichen Quellen des Landes, der Bauernstand, sinkt täglich in tieferes Elend, während die Hauptstädte in unerhörtem Glanze mit den größten Metropolen Europa's zu wetteifern, und die Flotte und Armee jene Europa's zu überbieten streben.

Durchwandert man die Straßen von Kairo, so ist man im Zweifel, ob diese Tausende von Arbeitern eine Weltstadt bauen oder zerstören. Paläste, Straßen, ganze Stadttheile liegen in Schutthaufen vor unserem erstaunten Auge; die blühendsten Gärten und Villa's fallen unter der unerbittlichen Gewalt der Art und des Brecheisens, während in Mitte dieses wüsten Chaos neu angelegte Straßen, öffentliche Plätze, öffentliche und Privat-Gartenanlagen mit den großartigsten Palästen und Regierungsgebäuden aus Marmor und Granit in fast eben so zauberhafter Schnelligkeit die Stelle ihrer halb oder schon ganz zerstörten Vorgänger einnehmen. Ich suchte meinen frühern Gasthof am Ende des prächtigen öffentlichen Gartens der Esbekieh. Vergebens. Alles war geändert. Neue Straßen mit Theatern, Opernhäusern und einem dem Khediv gehörigen Gasthofe, dessen Porticus allein über 80 Schuh tief ist und mit seinen maurischen Bogenhallen das Bild eines Palastes aus der arabischen Sagenzeit hervorzaubert, bedeckten einen Theil der Esbekieh und an der Stelle meines früheren Hôtel des Pyramides prangte in gebieterischer Stellung eine kolossale Reiterstatue Ibrahim Pascha's in Bronce, zum Hohn und Trotze des Koran, welcher die Darstellung des menschlichen Körpers auf das Strengste verbietet.

Ja, in die uralten Türkenviertel der Stadt langen die europäisirenden Polizei-Verordnungen mit unerbittlichen Armen hinein. Hier waren die sehr engen, oft nicht mehr als 15 Schuh breiten Gassen, deren vielstöckige Häuser mit den von Stock zu Stock hervorspringenden Erkern, im obersten Dachgeschosse sich fast berühren, mit einem Plafond von Teppichen, Strohmatten und dem buntesten Durcheinander aller denkbaren Fetzen gegen die Gluth der Sonne und ihren noch lästigern und schädlichern Einfluß auf das Auge geschützt. Dadurch wurde die unerträgliche Hitze gemildert und ein dem Auge höchst wohlthuendes Dämmerlicht geschaffen. Eine wahre Wohlthat in einem von der sengenden Hitze und dem Brennspiegelscheine der Sonne so gepeinigten Lande wie Ägypten. Das Alles muß der Europäomanie weichen; kein herabgefallener Teppich, kein Fetzen darf ersetzt, kein Loch geflickt werden, und der unglückselige Bürger muß es sich gefallen lassen, sein Augenlicht und seine Existenz ihrem größten Erbfeinde, dem ungehinderten Einfluß der Sonne, preiszugeben.

Die Neuerungen beschränken sich indeß nicht auf die Stadt. Nach allen Richtungen hin hat man mit Bäumen bepflanzte Landstraßen gebaut. Ja, die Pyramiden von Gizeh werden jetzt in eleganten Equipagen besucht, und am Fuße dieser tausendjährigen Riesendenksteine vergangener Macht empfängt ein Hotel den wanderfrohen Nordländer. Das Land ist mit wohlangebauten und bewunderungswürdig bewässerten Feldern, einem Garten gleich, bedeckt, und der Khediv sucht durch Pflanzungen aller Art der Wüste nicht allein Einhalt zu thun, sondern ihr immer mehr Boden abzutrotzen. Der größte Theil des in ihnen beschäftigten Personals sind Europäer aus allen Nationen. Ebenso verhält es sich in allen Zweigen des Staatsdienstes. Hier findet man ein Heer aus allen Ländern Europa's verunglückter, ausgestoßener, landflüchtiger Glücksritter, Beutelschneider und Strolche, mit allen Abstufungen der Verbrechen vertraut, Freimaurer von allen Riten, verunglückte Mazzinisten, Garibaldianer, Kossuthisten, Saint-Simonisten, Marrianer und revolutionäre Tollhäusler von allen Farben und aus allen Ständen, — kurz, der unterste Grundschlamm, das faule Kielwasser des leck gewordenen europäischen Staatenschiffes. Sie alle haben ihre heiligsten, welt- und menschenbeglückenden Inductionen und Bestrebungen dem einen großen, erhabenen, dazu angenehmen Werke: dem Dienste und der Anbetung des ägyptischen goldenen Kalbes, zum Opfer gebracht, welches sie reichlich belohnt und freigebig den Raub des Landes mit ihnen theilt. In den Händen dieser saubern Genossenschaft liegt das Schicksal und die Zukunft eines Landes, welches für sie natürlich nur so lange Interesse hat, als es im Stande ist, ihre unersättliche Habgier zu befriedigen. So ist im letzten Grunde die kolossale Verschwendung von fabelhaften Summen für die Herstellung von Luxusarbeiten in einem sonst in der größten Barbarei schmachtenden Lande nur ein Mittel der Bereicherung einer Bande fremder Blutsauger, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Ganze mit einem schmählichen Zusammenbruche enden wird.

Schließlich darf in diesen flüchtigen Bemerkungen über ein Land, worüber die Tagespresse die Welt in absichtlichem Irrthume erhält, der Gerechtigkeit und Dankbarkeit wegen die Stellung der ägyptischen Regierung der katholischen Kirche gegenüber nicht verschwiegen werden. Es kommt Niemand zu, am wenigsten dem Katholiken, dieser Stellung andere Beweggründe, als die der Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschlichkeit und erleuchteten Staatsweisheit unterlegen zu wollen; zur Ehre dieser muhammedanischen Regierung müssen wir bekennen, daß die katholische Kirche in Ägypten einer Freiheit und Anerkennung genießt, wie fast nirgends in Europa, so daß man ohne Übertreibung sagen darf: das türkische Gouvernement in Ägypten handelt christlicher und weiser gegen die Kirche, als manche europäischen Regierungen.

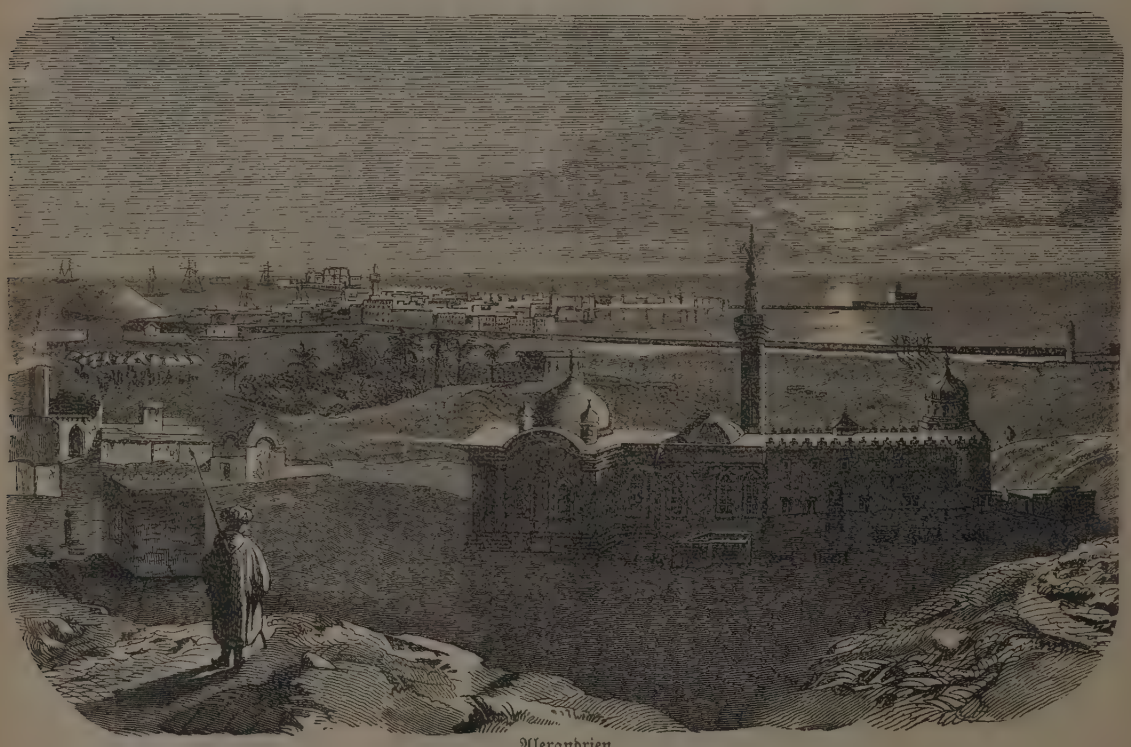
2. Die Landung in Jaffa.

Wenn uns der flüchtige Besuch Ägyptens die alte Erfahrung bestätigt, daß Länder und Völker durch Jahrtausende denselben Charakter bewahren, daß derselbe, wenn nicht durch die allmächtige Einwirkung des Christenthums von Grund aus regenerirt, trotz aller politischen Umwandlungen ungeändert bleibt, ja daß er von Neuem hervortritt, wenn widrige Ereignisse das Christenthum in den Hintergrund drängen, — so finden wir diese nämliche Erfahrung auch gleich bei der Landung in Palästina schon wieder bewahrheitet. In den Nilländern herrschten ehemals dämonische Mächte unbeschränkt; der Dienst des wahren Gottes beschränkte sich auf eine Kolonie eingewanderter Juden. Nach dem Verschwinden des Christenthums unter der Herrschaft des Halbmondes ist auch die frühere Gewalt dämonischer Mächte wieder in ihre Rechte eingetreten — nur unter Veränderung der Form und der Erscheinungsweise. War es ehemals die Barbarei eines tausendjährigen Heidenthums mit seinen abschreckenden Opfern und seiner gemeinen Thieranbetung, welche das Land knechtete, so treibt jetzt ein neuerstandenes Heidenthum in der Gestalt von Freimaurerei und prahlender Gottesläugnung sein mehr civilisirtes, doch ebenso infernales Spiel und ersetzt die Thieranbetung durch den Kult des Fleisches und des goldenen Kalbes. In Palästina dagegen, dem Lande der Verheißungen, finden wir bis heute den uralten Kampf der Irrlehre gegen die geoffenbarte Wahrheit; der Sieg schwankt von einer Seite zur anderen, ohne daß weder die Kirche noch die Häresie und das Schisma zu längerer Herrschaft gelangen. So wurde der Dienst Jehovahs durch die Abgötterei getrübt, allein nie ganz überwunden; in den christlichen Zeiten erhoben sich Irrlehren, die aber auch keinen vollständigen Sieg errangen, sogar während des Schisma's bewahrte die katholische Kirche noch das Feld neben ihrer Widersacherin, bis in den neuesten Zeiten der Protestantismus in seinen zahlreichen Gestalten, wie eine Hydra mit hundert Köpfen, den alten Kampf wieder aufnahm. So könnte man Ägypten das Land des geistigen Todes, Palästina das des geistigen Kampfes nennen.

Palästina und Syrien sind so vielfach von Reisenden besucht und beschrieben, daß sich Neues darüber kaum sagen läßt. Für die Einen ein Quell der Erbauung, begeisterter Liebe und göttlichen Trostes, für die Anderen ein Gegenstand des Zweifels und wohl gar der Gotteslästerung und des dämonischen Spottes, steht es noch heute da als ein Leuchtthurm auf dem Wege des Heiles für die Einen, als ein

Stein des Anstoßes und Verderbens für die Anderen. Wie Viele haben dort Stärkung ihres Glaubens gefunden, wie Manchem dagegen ist auch hier die letzte morsche Stütze eines schwankenden Glaubens für immer zusammengebrochen! Heil oder Verderben bietet das durch die Geburt, den Wandel, das Leiden und den Tod des Gottmenschen geweihte Land je nach der Gesinnung dessen, der es betritt. Pax hominibus bonae voluntatis!

Wenn wir oben von Veränderungen sprachen, welche in den letzten Jahren Ägypten beinahe umgestaltet und unkennbar gemacht haben, so finden wir zwar Ähnliches auch in Palästina, nur mit dem Unterschiede, daß in Ägypten alle Neuerungen vom Staate, also von oben herab, ausgehen, während sie in Asien mehr in den untern Sphären sich zeigen. Allein von diesen Veränderungen sieht man in Jaffa beim Landen des Dampfers noch nichts. Kaum war auf der Rhede der Anker gefallen, so wurde das Schiff, wie es hier von Alters her der Brauch ist, von einer Horde arabischer Bootsleute und Packträger gleichsam im Sturm genommen. Was irgend einem Reisegepäck ähnlich sah oder auch nicht, wurde mit Herkulesarmen gepackt und in die unten wartenden Boote hinabgeschleudert. Ein ähnliches Schicksal traf manchen Passagier, dessen spezifische Schwere oder hinlängliche Muskelkraft ihn nicht vor einer so beschleunigten Reise, die Schiffstreppe hinab, zu beschützen vermochte. Ein wüstes, wirres Durcheinander von Rufen, Pfeifen, Schreien, Zanken, Fluchen, ein Gemisch von Worten aller erdenklichen abend- und morgenländischen Sprachen stieg aus dem Chaos des allgemeinen Kampfes hervor. Die friedlichsten Nothhelfer des Lebens, als da sind Fächer, Regen- und Sonnenschirme, dann Feldstühle und Fußschemel, Zeltstangen und Stöcke, umgekehrte Revolver und Flaschen sahen sich in Vertheidigungswaffen oder Wurfgeschosse umgewandelt. Ja, ich sah eine etwas über lebensgroße Männin, welche in Zorn und Kampflust entbrannt die Barrikade ihrer Koffer und Schachteln mit dem glänzendsten Erfolge vertheidigte, indem sie mit einem kolossalen Rosenkranze von



Alexandrien.

lothschweren schwarzen Granaten einen Hagel von Hieben auf die Arme und Gesichter der Angreifer fallen ließ. Welch' ein homerisches Schlachtbild! Unbegreiflich erscheint das Dulden solcher Scenen von Seiten der Schiffsauktorität, um so mehr, da solche Scenen sich wöchentlich an Bord der hier anhaltenden Schiffe aller Nationen wiederholen. Noch unbegreiflicher aber ist es, daß die Rhede von Jaffa und die schmale, kaum 20 Fuß breite, durch Felsen eingeengte Einfahrt in den alten phönizischen Hafen jährlich eine Menge von Menschenleben fordern dürfen, ohne daß die türkische Regierung eine leicht ausführbare Verbesserung der Einfahrt vornehmen ließe. Im letzten Monat März (1873) allein fielen der Fahrlässigkeit und der Habgier der Bootsleute, die ihre Fahrzeuge überladen hatten, gegen dreißig Menschen zum Opfer, und das kaum dreißig Schritte vom dicht mit Zuschauern besetzten Ufer. Welch' ein Contrast zwischen dem Lande, das man kaum verlassen hat, und den Gegenden, die man hier betritt. Während in Ägypten mit fieberhafter Hast und mit lächerliche Europäomanie unnützer Luxus geschaffen wird, wird hier in Jaffa nicht einmal dem Leben und der Habe der nothwendigste Schutz gewährt.

Im Augenblick unserer Landung fanden wir uns bereits mitten im Wirkungskreise protestantischer Missionsthätigkeit durch die dringende Anempfehlung eines neuen preußischen Hotels in der deutschen Kolonie. Mehr aus Neugierde als aus Nationalitätsattraction folgten wir den zudringlichen Einladungen eines Beamten der Anstalt und kamen von ihm geleitet vor dem Thore von Jerusalem zu einer Gruppe neuer Gebäude, umgeben von üppigen Gärten von Orangen, Citronen, Feigen, Bananen, Palmen und anderen Fruchtbäumen. Trotz des preußischen Adlers, welcher als Schutzpatron in der wehenden Flagge seine schützenden Flügel über uns ausbreitete, befanden wir uns keineswegs in einer preußischen Niederlassung, sondern

in einer Kolonie württembergischer dissentirender Protestanten. Der Wirth, ein ächter Schwabe, stellte sich uns als den Sohn des Vorstehers der Sekte vor, eines Consistorialrathes Hofmann, welcher mit dem Consistorium in Stuttgart wegen Glaubensdifferenzen zerfallen war und hier unter der türkischen Regierung für sich und seine Anhänger die Duldung fand, die ihm das Vaterland versagte. Auf die Frage nach ihrem Glaubensbekenntniß wurde geantwortet, man habe, da alle Confessionen durch Irrthümer und Menschensatzungen entstellt seien, die Lehre von solchen Schlacken gereinigt und so das lautere Gold des Evangeliums zu Tage gefördert — das sei die Richtschnur ihres Glaubens. Ich war jetzt so klug wie vorher und fragte weiter nach dem Namen der Religion. Sie nennt sich Genossenschaft des Tempels. Gegenwärtig hat sie Niederlassungen in Jaffa, in der Ebene Saron, etwa eine Stunde von Jaffa, in Ramleh, drei Stunden von Jaffa, bei Jerusalem und am Fuße des Karmel. Sie beschäftigt sich besonders mit Kolonisirung, Ackerbau, Viehzucht und den gewöhnlichen Handwerken. Sie zeichnet sich aus durch Thätigkeit und Rechtlichkeit, so daß sie das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen hat und sich eines guten Erfolges erfreut. Dabei halten sie Freischulen; da es aber der arabischen Bevölkerung der verschiedenen Confessionen an Unterricht fehlt, so finden alle Schulanstalten eine mehr als willige Aufnahme; ebenso sind Lehrlingsstellen bei den Handwerkern sehr gesucht. Daß aber dadurch ein sehr nachtheiliger Einfluß auf die Religion der meist sehr armen katholischen Bevölkerung geübt wird, ist begreiflich. Die Schule ist denn auch das wichtigste Glied in der Kette der protestantischen Propaganda; indessen darüber mehr im nächsten Abschnitte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Annam.

Unseren letzten Mittheilungen zufolge (1874. S. 239 ff.) hatten die Christen von Tongkin zu den Waffen gegriffen, um sich gegen die Räuberschaaren der Gelehrtenkaste zu vertheidigen. Sie hatten beinahe alle ihre Dörfer einäschern und ihre Freunde ermorden sehen, ohne sich zu wehren; sie hatten sich nur an die Mandarine gewendet und Hilfe begehrt. Als diese ausblieb, hatten sie ihren Nothruf an die „allergroßmüthigsten" Franzosen gerichtet, deren Expedition gerade den Aufstand der Gelehrten veranlaßt hatte, aber auch dieser Nothschrei war nicht erhört worden. So von allen Seiten verlassen und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, hatten sie sich erhoben; der Erfolg entsprach ihrer Tapferkeit und übertraf ihre Erwartungen. Es gelang ihnen sogar, die in der Citadelle der Hauptstadt der Provinz Nghe-An belagerten Mandarine zu befreien. Wir haben auch bereits mitgetheilt, wie die Mandarine darauf ihre Truppen mit den Christenschaaren vereinigten und gemeinschaftlich mit ihnen den Gelehrten schwere Verluste beibrachten. Die Dankbarkeit ist aber leider keine Tugend der Heiden; die Dienste der Christen waren deßhalb auch bald vergessen und aus Furcht vor dem Prinzen Thujet, der als geheimer Patron der Gelehrten galt, wurde den Christen von den Mandarinen geboten, ihre Waffen niederzulegen. Msgr. Gauthier jedoch glaubte sich diesem Ansinnen widersetzen zu müssen.

„Die Christen," schrieb er an den Gouverneur der Provinz, „haben die Waffen ergriffen, nicht um sich gegen den König zu empören, sondern nur um ihr Leben gegen Feinde zu vertheidigen, denen man sie preisgegeben hatte. Tausende von ihnen sind ermordet worden; was haben denn die Mandarine gethan, um dieses Blutbad zu verhindern und die Unschuldigen zu retten? Die Mandarine haben uns durch ihre Unthätigkeit gezwungen, für uns selbst zu sorgen. Wenn Sie uns wirksam beschützen wollen, haben wir keine Waffen mehr nöthig; aber in diesem Falle beginnen Sie damit, jene zur Niederlegung der Waffen zu zwingen, die uns zuerst angegriffen und zu unserem Untergange sich verschworen haben; sonst setzen Sie uns ja dem sicheren Tode aus. Wenn aber dieß etwa das Ziel sein sollte, das Sie im Auge haben, wenn Sie die Vernichtung der Christen erstreben, wozu dann so viele Umwege? Lassen Sie es uns nur offiziell wissen und wir werden, ich selbst, der Bischof, und die Missionäre an der Spitze, freiwillig kommen, uns den Henkern auszuliefern. Sie wissen, daß wir auch in den Tagen der schwersten Verfolgung uns nie gegen die rechtmäßige Autorität vertheidigt haben."

Diese energische Haltung des Bischofs gereichte den Christen zum Heile. Unterdessen kam der Prinz Thujet mit einem bedeutenden Armeekorps in die Provinz Nghe-An, wo die Gelehrten nur mehr eine kleine Anzahl von wenig bedeutenden Positionen inne hatten. Gegen alle Erwartungen erklärte sich der Prinz zum Gegner der Gelehrten und vereinigte sich mit den Mandarinen zu ihrer Unterdrückung. Nach einigen Tagen war der Aufstand niedergeschlagen. Msgr. Gauthier schrieb am 22. August:

„Es scheint, daß das blutige Drama, das am 25. Februar d. J. seinen Anfang nahm, seinem Ende entgegengeht. In dem Lager der Gelehrten ist ein Zwiespalt ausgebrochen; diese traurigen Helden verfolgen sich jetzt gegenseitig und jeder sucht seinen Vorgesetzten, seinen Kameraden oder seinen Untergebenen zu verrathen."

Die Mandarine benutzten ihren Sieg auf die grausamste Weise. Das weitläufige Gebäude, das in der Citadelle für die Prüfungen der Gelehrten bestimmt ist, wurde der Schauplatz der blutigen Executionen. Die Zahl der Enthaupteten belief sich nach der Aussage der Mandarine selbst auf mehr als 2000; vielen Andern schnitt man bloß die Daumen an beiden Händen ab. Obgleich eine große Anzahl behauptete, nur mit Gewalt unter die Truppen gesteckt worden zu sein, nahm man auf ihre Reclamationen keine Rücksicht und sie mußten sich glücklich schätzen, auf Kosten ihrer Verstümmelung ihr Leben zu retten. Ein Brief Msgr. Gauthier's vom 13. September theilt uns mit, daß die drei Obermandarine, welche im Beginne der Unruhen die Provinz Nghe-An verwalteten und den Aufstand begünstigten, indem sie ruhig der Ermordung der Christen zusahen, gefesselt nach der Hauptstadt gebracht wurden. Die Stunde der Gerechtigkeit wird auch einmal schlagen; hoffen wir auch, daß die annamitische Regierung sich nicht damit begnügt, bloß die Schuldigen zu strafen, sondern daß sie auch den unschuldigen Christen ihre Verluste ersetzt und sie vorläufig wenigstens nicht durch den Hunger umkommen läßt.

China.

Hupe. Aus den drei Vikariaten der Provinz Hupe, die gleichsam das Centrum des chinesischen Reiches bildet, haben wir bereits zu

wiederholten Malen Nachrichten gebracht (1873. S. 62. 1874. S. 83). Von Msgr. Zanoli, aus dem Franziskanerorden, dem apostolischen Vikar des östlichen Vikariates, geht uns folgender neue Brief zu, datirt aus Wu-tschang-fu, der Hauptstadt Hupe's, 23. Juni 1874:

„Ich habe zwei Distrikte meines Vikariates besucht, um die heilige Firmung zu spenden, woran ich durch verschiedene Umstände zehn Jahre lang verhindert worden war. Seit meiner Rückkehr habe ich mehrere Nachrichten empfangen, die verdienen mitgetheilt zu werden. — Die chinesische Regierung scheint ihren Beamten den Befehl ertheilt zu haben, sich aus allen Kräften der Niederlassung der Missionäre an den Handelsplätzen zu widersetzen. Wenn wir uns aber trotz der Mandarine irgendwo niederlassen, so kann man sicher sein, daß das Volk gegen uns aufgestachelt wird. So wenigstens geht es in unserer Provinz. Der Provikar vom südwestlichen Hupe hatte in Gemeinschaft mit Msgr. Desflèches, apost. Vikar vom östlichen Su-tschuen, ein Haus in Tsche-man-fu angekauft. Sobald der Mandarin hörte, daß es sich um Christen handle, zerriß er den Contract, auf welchen er sein Siegel hatte setzen sollen, und trieb das Volk an, die wenigen Christen, die sich in der Stadt befanden, zu verjagen. — P. Pascal Billi, Provikar vom nordwestlichen Hupe, hatte in dem großen Flecken Lao-ho-kéu ein Haus gekauft; der Contract war in aller Form Rechtens ausgefertigt, ein Theil der Kaufsumme erlegt, und der Militärmandarin, der um die Sache wußte, war damit einverstanden. Allein der Civilmandarin widersetzte sich dem Verkaufe; zweimal berief er die Vornehmsten des Ortes zusammen, um sie gegen die Christen und die Missionäre aufzustacheln. Um des Friedens willen wurde der Contract aufgelöst, und man suchte ein anderes Haus zu kaufen. Es fand sich, aber ankaufen konnte man es erst, als der Civilmandarin wegen eines ihm zur Last gelegten Aufruhrs abgesetzt worden war.

Am offensten hat sich jedoch diese Feindschaft der Chinesen in meinem Vikariate gezeigt. Der Bezirk von Hiao-han-hien, in welchem etwa 500 Christen und ein paar Tausend Katechumenen zerstreut wohnen, hatte bisher keinen Mittelpunkt für die Wohnung des Missionärs. Auf meinen Rath miethete daher P. Bernardin Ammirati eine kleine Wohnung in einer Stadt, in welche er sich häufig begeben mußte, und ließ sie zuerst von einem jungen chinesischen Priester beziehen. Einige Tage später zog er auch selbst dort ein; weil sich aber viele Neugierige stets vor dem Hause aufhielten, gab ihm der Mandarin auf seine Bitte zwei Soldaten als Schutzwache. Darauf zogen sich die Neugierigen zurück; bald jedoch verbreiteten sich die gewöhnlichen Verleumdungen in der Stadt. Die Europäer, hieß es, stehlen Kinder, um ihnen die Augen auszureißen, unterhalten in ihren Häusern schlechte Personen u. s. w. Der Missionär bat daher den Mandarin, eine Proklamation zu erlassen, erhielt aber zur Antwort, das ginge nicht an, wenn die Patres Ruhe haben wollten, möchten sie nur die Stadt verlassen. Einige Tage später, am 25. Juni gegen Abend, kam ein Chinese und forderte barsch, man solle ihm alle Zimmer zeigen. Die Missionäre erwiederten, er habe eine unpassende Stunde gewählt und möge am folgenden Morgen wiederkommen. Der Heide antwortete mit Schimpfworten, so daß der junge chinesische Priester die Geduld verlor und ihn beim Zopfe faßte, um ihn der Schutzwache zu übergeben. Da erst bemerkte man, daß diese sich entfernt hatte und daß die Thüre von einer Menge von Leuten belagert wurde, die sich an ihm vergreifen wollte. Es gelang ihm aber, in's Haus zurückzukehren und die Thüre zu schließen. Als die Menge immer drohender wurde, hielt P. Ammirati es für gerathen, durch eine Hinterthür, die an die Stadtmauer führte, zu entrinnen. Der chinesische Priester blieb allein zurück und wartete auf Hilfe von der Behörde, da man ihm sagte, P. Ammirati habe sich an den Mandarin gewendet. Wirklich kamen die beiden als Schutzwache gegebenen Soldaten bald darauf zurück und verhafteten zwei Jünglinge, welche mit Steinen gegen das Haus zu werfen fortfuhren. Auf die Bitte einiger angesehener Bürger der Stadt befahl jedoch der chinesische Priester den einen freizulassen, in der Hoffnung, daß diese Großmuth den Unruhen ein Ende machen werde. Aber weit gefehlt; im Gegentheil strömten immer neue Banden herbei, welche mit Gewalt in das Haus eindringen wollten. Als der Mandarin dieß erfuhr, sendete er einen Unterbeamten, die Menge zu zerstreuen; allein dieser begnügte sich damit, das Haus abzuschließen und zog sich dann wieder zurück. Sofort sind die Aufrührer wieder zur Hand und beginnen die Mauern des Hauses zu zerstören; zugleich greifen sie ein paar Christenkinder auf, führen dieselben zum Mandarin und suchen sie zu bewegen, daß sie aussagen, sie seien von den Europäern gefangen gehalten worden und diese hätten ihnen die Augen ausbohren wollen. Die Kinder aber ließen sich nicht dazu bestimmen, sondern sagten nur, sie seien bei den Patres in die Schule gegangen, und der Mandarin ließ sie deßhalb wieder zu ihren Eltern zurückführen. Unterdessen war die Menge durch eine Hinterthüre in das Haus gedrungen und hatte das ganze Gebäude besetzt. Der chinesische Priester suchte sie zu beruhigen, indem er sie darauf hinwies, daß ja gar nichts im Hause verborgen sei; es gelang ihm auch Anfangs, aber einige Aufwiegler setzten bald wieder Alles in Bewegung; Thüren, Fenster, Tische, Geräthe — Alles wurde zerschlagen; der Priester selbst, welcher fliehen wollte, festgehalten, mit Schmähungen und Schimpfreden überhäuft, sogar geschlagen, bis einer der Zuschauer, der heidnische Verwandte einer Christenfamilie, sich seiner annahm und ihn in Sicherheit brachte. Bei diesem Überfall wurden die heiligen Gewänder, sowie die Bücher der Missionäre geraubt und vom Hause blieben nur die vier Wände übrig; einen der christlichen Diener ließ man für todt im Hofe des Hauses liegen, der andere hatte sich retten können, indem er aus einem Fenster der zweiten Etage sprang. Als Alles beendet war, kam auch der Mandarin mit allen seinen Truppen an; er macht viel Geräusch, läßt Alle wegjagen — es waren aber nur mehr ein paar Neugierige da, — und droht die halbe Stadt in's Gefängniß zu werfen. Darauf kehrt er zum Amtsgebäude zurück, wie er gekommen war, und wohl sehr zufrieden, denke ich, daß der Europäer fortgejagt sei ohne Todtschlag oder sonst ein schweres Verbrechen, das ihm Ungelegenheiten hätte bereiten können. Um uns für die geraubten, zerstörten oder verbrannten Gegenstände zu entschädigen, ließ er die sechs Stadtvorsteher und die vornehmsten Gelehrten der Stadt vorladen und ihnen eröffnen, daß sie die Rädelsführer zu verhaften hätten. Die Antwort lautete, das dürfe dem Mandarin wohl nicht schwer sein, da die Rädelsführer ja alle in seinen Diensten ständen. In der That waren alle Angeklagte Beamte oder Diener der Regierung — ein klarer Beweis, daß die Regierung selbst alle diese Unruhen anzettelt, um dann sagen zu können, das Volk sei gegen uns und wolle uns nicht. Jetzt nun bemüht sich unser tüchtiger Consul, H. Blancheton, uns Ersatz

zu erlangen für die Verluste, die wir in dieser kaum sechs Stündchen von dem den Europäern geöffneten Hafen Hankëu gelegenen Stadt erlitten haben.

Ich will hier Ihren Lesern noch eine Idee von den chinesischen Behörden geben durch Anführung eines kleinen Dialogs; derselbe fand statt zwischen einem Mandarin und einem Christen, den die Heiden um seiner Religion willen geschlagen hatten. Der Neophyt hatte beim Mandarin seine Anklage anbringen wollen, war aber abgewiesen worden, weil der Mandarin sich mit keinem Christen abgeben mochte, und sich deßhalb an den Missionär gewendet, damit dieser ihm Gerechtigkeit verschaffe. Der Missionär schrieb also an den Mandarin; kaum hatte dieser den Brief gelesen, ließ er den Neophyten rufen und fragte ihn:

Zu welcher Nation gehörst du und woher bist du?

Ich gehöre zum Volke und zum Königreich der Mitte und bin aus dem von Ew. Gnaden verwalteten Distrikt.

Wenn du zu meinem Bezirk gehörst, wie hast du es denn wagen können, meinen Befehl zu übertreten und den Christenglauben anzunehmen?

In wiefern habe ich durch meinen Glaubenswechsel Ew. Gnaden Befehl übertreten?

Warum hast du keine Klage wegen der Schläge erhoben?

Ich habe es gethan; aber der Mandarin hat sie nicht annehmen und sich nicht mit mir beschäftigen wollen; da habe ich den Missionär gebeten, an Ew. Gnaden zu schreiben.

Du hast also zu einem Europäer deine Zuflucht genommen, um mich zu zwingen; aber mag er noch so schrecklich sein, ich fürchte ihn nicht und werde mich nicht mit dir beschäftigen. Was könnte er mir anhaben? Übrigens sind wir Heiden zahlreicher als ihr Christen und die Heiden werden mich nicht im Stich lassen. Ich kümmere mich nicht um eure fremden Religionen; gehe nach Europa und laß dich da von deinen Wunden heilen.

Ich bin im Königreich der Mitte geboren und erzogen; ich habe stets alle meine Pflichten gegen die Regierung erfüllt und meine Steuern bezahlt, habe also das Recht, von den chinesischen Beamten vertheidigt zu werden. Ich bin sehr schwer geschlagen worden; die Wunden meines Gesichtes und die Striemen auf meinem Körper zeigen es. Wie können Ew. Gnaden denn sagen, daß Sie sich nicht um mich kümmern wollen?

Ihr Christen seid wie Hunde und Pferde, die geschlagen werden müssen. Fort mit dir! Wenn du noch einmal eine Anklage vorzubringen wagst, lasse ich dich foltern. Sage dem Missionär nur, er solle dich vertheidigen, ich kümmere mich darum nicht. Euere Religion taugt nichts und alle Christen sind Räuber. Ich werde nächstens einmal alle Christen vorfordern und Euch bestrafen, wie Ihr verdient. — Damit endigte die Unterhaltung.

Ostindien.

Pondichery[1]. Msgr. Lignon, der apostolische Provikar von Pondichery, theilt uns am 12. August einige Details mit über einen Distrikt dieser großen und blühenden Mission. Er schreibt:

„Im Jahre 1860, als ich als Lehrer am Seminar von Pondichery wirkte, hörte ich kurz vor den Ferien, daß eine große Anzahl von Heiden aus dem Dorfe Vailamur sich bereit zur Conversion erklärt hatten. Konnte ich wohl meine Ferien besser benützen, als indem ich mich umsah, wie es um deren Gesinnung in Wirklichkeit bestellt sei? Mit Genehmigung unseres damaligen Oberhirten, Msgr. Bonnands, reiste ich also ab. Die guten Leute nahmen mich sehr freudig auf; ich ließ mir in ihrer Mitte eine kleine Hütte errichten, und da Gott seine Gnade gab, begannen nach wenigen Tagen gegen fünfzig Personen die christlichen Gebete zu lernen und sich auf die Taufe vorzubereiten. Kaum hatte Msgr. Bonnand dieß erfahren, so gab er mir den Auftrag, in Vailamur zu bleiben, bis die Katechumenen gehörig unterrichtet wären. Der Tag, an dem ich das Wasser der Wiedergeburt über ihre Häupter goß, war der schönste meines Lebens. Sollte ich jetzt diese braven Neophyten verlassen, um mich wieder im Seminar zu begraben? Der Gedanke an diese mögliche Trennung von ihnen betrübte mich um so tiefer, weil auch schon benachbarte Dörfer Verlangen nach Unterricht gezeigt hatten. Ich fragte also den hochw. Bischof um Rath, und seine Antwort entsprach meinen Wünschen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude mein Herz empfand, als ich mein Apostolat unter den Ungläubigen fortsetzen konnte.

Pandschalam war das zweite Dorf, das sich dem Evangelium unterwarf; gegen 60 Personen wurden durch die Taufe Kinder Gottes. Die religiöse Bewegung pflanzte sich in weitere Kreise fort und ich konnte ebenfalls 60—70 Personen im Dorfe Connatur in die Kirche aufnehmen. Unterdessen hatte ich in jedem der drei Dörfer eine Kirche gebaut; aber was für Kirchen! Die drei zusammen kosteten 350 Franken. Aber 300 Seelen waren in Zeit von wenigen Monaten dem Satan entrissen und dieser suchte sich zu rächen durch zahlreiche Fälle von Besessenheit, die unter den Katechumenen vorkamen. Wie viel hatte ich zu leiden, um diesen Geist der Finsterniß zu bekämpfen und zu vertreiben! Um jene Zeit wurde ich mit der Obsorge für den ganzen Distrikt beauftragt, von dem ich bis dahin nur ein Eckchen verwaltet hatte. 8000 Christen, in mehr als 300 Dörfern zerstreut, waren meiner Pflege anvertraut; deßhalb konnte ich mich weniger, als ich gewünscht hatte, mit den Heiden beschäftigen. Im Jahre 1866 erhielt ich ein anderes Amt, und ein einheimischer, sehr eifriger Priester, P. Arulmarianadar, ersetzte mich in dem beinahe noch ganz heidnischen Theile des Distriktes, während der andere Theil, in dem viele Christen wohnten, einem europäischen Missionär angewiesen wurde. P. Arulmarianadar entwickelte einen solchen Eifer, sowohl in der Seelsorge unter den von mir getauften Christen, als auch in der Heidenbekehrung, daß seine Gemeinde sich von 1300 Seelen auf 3000 erhob, d. h. in sieben Jahren taufte er 1700 Erwachsene.

So standen die Sachen im Mai 1874, als die Gnade Gottes sich plötzlich auf eine ganz außerordentliche Weise fühlbar machte. Gegen 1000 Heiden begehrten auf einmal die heilige Taufe. P. Arulmarianadar kam selbst nach Pondichery, um uns diese tröstliche Nachricht mitzutheilen. Msgr. Laousnan beauftragte mich, den Missionär zu begleiten, um ihm genauen Bericht abzustatten. Wie freute mich diese Reise! Ich sollte ja meine Neophyten von Vailamur, Pandschalam und Connatur wiedersehen! Überall wurden wir enthusiastisch empfangen; überall kam man uns prozessionsweise mit Trommeln und Trompeten entgegen; überall brachte man uns Zuckerrohr, Bananen, Citronen und Betel zum Willkommen; überall warf sich Alles vor uns hin zur Erde mit den Worten: Ehre sei dem Herrn! Pater, segnen Sie uns!

Zu meiner großen Freude sah ich, daß die Bewegung unter den Heiden eine ernste war; jedes Dorf wollte zuerst unterrichtet werden. Wir beschlossen, mit Nallalam, einem Orte von 250 Seelen, den Anfang zu machen. Wir ließen uns eine Hütte bauen, die nur 10 Franken kostete und die uns als Kapelle, Empfangszimmer, Refectorium und Schlafgemach diente. Fenster hat sie keine; eine große mit einer Matte verschließbare Öffnung dient zugleich als Thür und Fenster. Sie sehen, es ist ein herrliches Königsschloß, das wir bewohnen — ein Königsschloß allerdings, denn jeden Morgen steigt der König des

[1] Eine Skizze dieser Mission gaben wir 1874, S. 176 f. Ebendaselbst siehe die Ansicht der Stadt Pondichery.

Himmels in dasselbe hinab, um uns die nothwendige Kraft zur Ertragung der Mühseligkeiten mitzutheilen. Außerdem haben wir vor unserer Hütte einen Pandal, d. h. eine Art Schoppen errichtet, in welchem unsere Neophyten täglich 7—8 Stunden ihre Gebete und ihren Katechismus hersagen. Diese armen Leute können weder lesen noch schreiben; ein Katechist muß ihnen daher die Gebete vorsagen, bis sie sie ganz innehaben. Das erfordert gewöhnlich die Zeit von $1^1/_2$—2 Monaten. Wir selbst wohnen dem Hersagen der Gebete bei und erklären den Katechismus. Nichts ist tröstlicher für den Missionär, als wenn er sich so von 250 Heiden umringt sieht, die aus seinem Munde ihren christlichen Glauben schöpfen. Wie leicht erscheinen ihm dann alle Strapazen. Wir haben unterdessen schon Katechisten in die Dörfer geschickt, die unsere Gegenwart verlangen. Vicravendy, ein Ort von mehr als 1000 Seelen, will auch das Christenthum annehmen; auch dorthin senden wir einen Katechisten.

Ich spreche Ihnen von diesen Neophyten, als wenn ich mich noch in ihrer Mitte befände; leider haben mich aber meine anderweitigen Arbeiten nach Pondichery zurückgerufen; Herr Fourcade hat mich in Nallalam ersetzt und führt das von mir begonnene Werk weiter. Ich verließ Nallalam am 6. August.

Gestatten Sie mir, einige Worte hinzuzufügen, um Ihre Leser für meine braven Neophyten zu interessiren. Es sind nur arme Parias, Leibeigene von Leuten aus höheren Kasten. Gott läßt sich zu den Demüthigen und Verlassenen herab und widersteht den Stolzen. Das Festmahl war für die Reichen bereitet, aber diese haben unter verschiedenen Vorwänden die Einladung abgelehnt und jetzt läßt der Hausvater die Lahmen, Blinden, Armen auf den Straßen aufsuchen und sie nehmen Theil am Gastmahl. So handelt Gott jetzt wieder in Indien; da die Reichen seiner Einladung keine Folge leisten, beruft er unsere armen Parias. Es sind wirklich unglückliche Wesen, so unglücklich, als man es hier auf Erden nur sein kann.

Bedarf ein Paria etwa für seine eigene Heirath oder die Heirath seines Sohnes einiger Franken Geld, so erhält er sie von einem Manne einer höheren Kaste nur unter der Bedingung, daß er selbst und seine Frau bis zur Abtragung der Schuld die Diener des Gläubigers werden; weil aber meistens zur Tilgung derselben gar keine Möglichkeit vorhanden ist, werden sie einfach Leibeigene oder Sklaven bis zu ihrem Tode. Damit aber beginnt für sie ein hartes Leben. Während der Reiche seine Tage in Müßiggang und Schwelgerei zubringt, müssen seine Leibeigenen in brennender Sonnenhitze für ihn arbeiten und erhalten zum Lohne nur einmal am Tage eine kärgliche Nahrung. Wird der Paria krank, so holt ihn sein Herr mit dem Bambusrohr aus dem Hause auf's Feld und arbeiten muß er, bis er umfällt. Allerdings verbietet das englische Gesetz diese Grausamkeiten, aber wie soll der Paria zu seinem Rechte gelangen? Er müßte Geld haben, um Stempelpapier kaufen zu können, auf dem allein die Klagen geschrieben werden dürfen, um den Schreiber zu bezahlen, der ihm seine Klage aufsetzt, um endlich die Gerichtskosten zu bestreiten. In seiner gänzlichen Verlassenheit kann er aber nur weinen und klagen, bis der Tod ihn erlöst. Diese mitleidslosen Herren hassen die Missionäre, weil sie wissen, daß die Seufzer ihrer Leibeigenen von uns gehört werden und daß wir die unglücklichen Sklaven aus allen Kräften gegen ihre Unterdrücker vertheidigen. Jüngst sind die Katholiken Europa's mit Großmuth den tongkinesischen, nach China verkauften Christen und Christinnen zu Hilfe gekommen, als Herr Delavay für sie seine Stimme erhob und das Elend schilderte, dem sie entgegen gingen. Möchten sie doch nicht die Frauen und Töchter unserer Parias vergessen, die ganz der Willkür ihrer Herren preisgegeben sind! Auch die gegen diese Unglücklichen begangenen Verbrechen bestraft das englische Gesetz allerdings, und zwar sehr streng; allein wie soll auch in dieser Beziehung der Paria ohne Geld zu seinem Recht kommen! So bleiben denn diese scheußlichen Verbrechen ungestraft, wenn wir nicht die Mittel haben, sie vor dem rechtmäßigen Richter zu verfolgen. Außerdem haben wir Missionäre für unsere Neophyten noch manche Auslagen zu machen. Während sie ihre Gebete lernen, werden sie beinahe ganz von uns unterhalten, dann sollten wir auch in den christlich gewordenen Dörfern eine kleine Kirche, und zwar aus Backsteinen erbauen, da die aus Lehm aufgeführten Gebäude durch die Regenzeit zu viel leiden. Der Grund und Boden aber ist theuer, denn gewöhnlich gehört er den Heiden höherer Kasten, die ihn nicht leicht verkaufen. In Alladhy habe ich für ein kleines Grundstück 400 Franken bezahlt; wir müssen nämlich dort eine etwas größere Kirche, der Nachbardörfer wegen, deren Christen dorthin zur Messe kommen, und ebenfalls eine Wohnung für den Missionär bauen. Ebenso werden wir zu Nallalam und in sechs oder sieben andern Dörfern Grundstücke für eine Kirche und einen Gottesacker anschaffen müssen. Der liebe Gott wird wohl großmüthige Herzen erwecken, daß wir auch diese nothwendigen Auslagen bestreiten können."

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

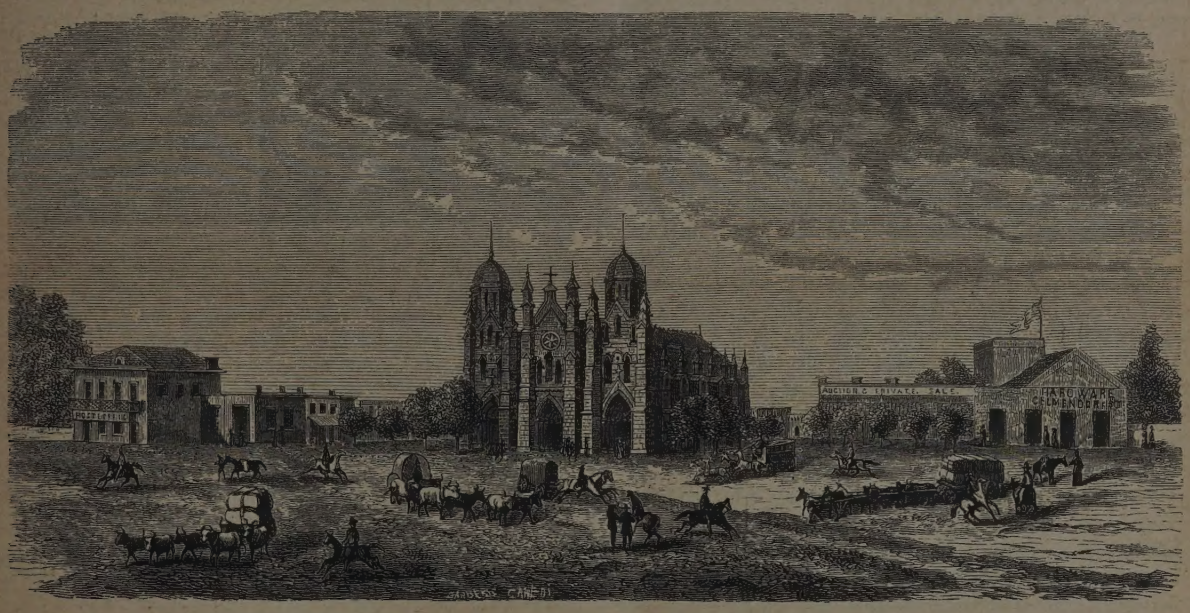
Texas. Bisher bildete ganz Texas nur eine einzige Diözese, deren Oberhaupt seinen Sitz in der bedeutendsten Stadt des Staates, in Galveston, hatte. Weil aber in neuerer Zeit die Katholikenzahl sich bedeutend vermehrt hat, glaubte Papst Pius IX. dem entsprechend auch die Zahl der Diözesen vermehren zu müssen. Am 3. September 1874 trennte er deßhalb den größeren Theil der bisherigen Diözese Galveston ab und bildete aus demselben die Diözese San Antonio und das apostolische Vikariat Rio Grande.

Die Stadt San Antonio (31° W. v. Ferro, 29° 45 N.), die jetzt zum Range eines Bischofssitzes erhoben wurde, ist eine der ältesten europäischen Niederlassungen im Gebiete der Vereinigten Staaten. Mit La Bahia (gegenwärtig Goliad), San Austin (der Hauptstadt des Staates) und Nacogdoches bildete es einen der Mittelpunkte, um welche am Ende des 17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts die ersten Missionäre die zum Christenthum bekehrten Indianerstämme vereinigten. Ursprünglich eine spanische Militärstation und als solche unter dem Namen San Fernando de Bexar bekannt, nahm es seinen jetzigen Namen an, als die Franziskaner um das ehemalige Präsidio die bekehrten Indianerstämme ansiedelten. Während des Krieges, in welchem Texas seine Unabhängigkeit von Mexiko erkämpfte, hatte San Antonio viel zu leiden, doch zählte es im Jahre 1840, als Msgr. Odin zum apostolischen Vikar von Texas ernannt wurde, 8—9000 Einwohner; der größere Theil war indianischer Abkunft — die Nachkömmlinge der von den Franziskanern civilisirten Stämme; nur hatte sich seit der Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1836 ein kleiner Theil der deutschen und irischen Einwanderer hierher gewendet. Der religiöse Zustand der Stadt war tief gesunken, seitdem die mexikanische Regierung im Jahre 1825 die spanischen Franziskaner vertrieben hatte. Die beiden Kirchen, welche die Stadt besaß, San Fernando auf dem rechten, und die Franziskanerkirche auf dem linken Ufer des San Antonio-Flusses, waren verfallen, das frühere Kloster in eine Kaserne verwandelt. Dank den Anstrengungen Msgr. Odin's und seines Nachfolgers Msgr. Dubuis, besitzt San Antonio gegenwärtig ein Ursulinerinnenkloster mit einem sehr besuchten Pensionat, eine große Anstalt der Schulbrüder, ein Spital für Kranke und Greise und ein Waisenhaus, beide unter der Leitung der Schwestern vom fleischgewordenen Worte, eine prächtige gothische Marienkirche für die englischen Katholiken u. s. w. Das herrlichste Gotteshaus der Stadt aber ist die zur Kathedrale bestimmte San Fernando-Kirche. Mitten auf einem ungeheuren

freien Platze gelegen, übertrifft sie sowohl durch ihre Größe als durch ihre Schönheit alle religiösen Gebäude, welche die Häresie in neuester Zeit in dieser ehemals ganz katholischen Station aufgeführt hat.

Die neue Diözese San Antonio umfaßt den mittleren Theil des Staates Texas zwischen den Flüssen Guadalupe und Nueces und begreift somit in sich die älteren deutschen Kolonien Neu-Braunfels am Guadalupe und die jüngeren deutschen Niederlassungen am Medina, ferner die polnischen Missionen von Pana Maria am Rio Antonio, die irischen Missionen San Patricio am Nueces, die alten Indianermissionen am Rio Antonio, die Städte Seguin, Gonzales, Victoria am Guadalupe, Indianola, Horn-Powder, Copano und Corpus Christi an der Meeresküste, Goliad und Refugio nahe der Mündung des San Antonio u. s. w. Im Ganzen dürfte die neue Diözese etwa 50—60,000 Katholiken zählen; als Msgr. Odin im Jahre 1840 als erster apostolischer Vikar nach Texas kam, hatte der ganze Staat bei Weitem nicht so viele. Msgr. Antonius Dominikus Pellicer, früher Generalvikar der Diözese Mobile, der neuernannte Bischof der jungen Diözese, wird ein reiches Arbeitsfeld für seine bischöfliche Thätigkeit finden, indem nicht nur alle Diözesananstalten neu zu gründen sind, sondern auch in den kleineren Städten der katholischen Kirche noch ihre Stellung erobert werden muß.

Das in Texas neben San Antonio neu abgegrenzte Vikariat Rio Grande umfaßt die Südspitze des Staates und außerdem seinen westlichen Theil. Es erstreckt sich vom Golf von Mexiko bis zur Diözese Santa Fe in Neu-Mexiko. Nicht einmal die Hälfte dieses Territoriums ist von einer mehr oder weniger civilisirten Bevölkerung bewohnt; der größere Theil wird noch von Indianerstämmen durchzogen. Man schätzt die civilisirten Einwohner des Bezirkes auf 30—40,000, von denen die meisten wohl dem Namen nach katholisch sind. Größere Städte gibt es außer Brownsville, dem Sitze des apostolischen



St. Ferdinands-Kathedrale in der neuen Diözese San Antonio.

Vikars, keine mehr, und Brownsville selbst hat nur 4950 Einwohner. Ein großer Theil der Bevölkerung findet sich in den sogenannten Rancho's; unter diesem Namen aber begreift man die in der Ausbeutung begriffenen Ackergüter. Im Allgemeinen nämlich ist jener Theil des Staates wenig zum Anbau geeignet, und nur hie und da finden sich an Bächen und Flüssen fruchtbare Strecken. Früher konnte man diese aus Furcht vor den herumziehenden Indianern nicht bebauen; obgleich gegenwärtig die Sicherheit noch keine vollkommene ist, so hat man doch schon an den günstigen Orten große Niederlassungen gegründet, um welche man ungeheuere Heerden aufzieht. Diese Niederlassungen bilden ebensoviele kleine Missionen, in denen gegenwärtig fast noch keine Kirchen sich finden, die aber mit der Zeit zu Dörfern und Pfarreien heranwachsen werden. Sie verlangen noch viel Muth und noch mehr Abtödtung von den Missionären; die Bevölkerung ist meistens arm; der größere Theil besteht aus jenen, die man im gewöhnlichen mexikanischen Dialekt Peons nennt; es sind die armen Viehhirten, welche weder in dieser Welt zu den Glücklichen gehören, noch auch auf Glück in der andern Welt rechnen können, denn sie leben ein rein materielles Leben und kennen kein anderes. Wenn es den Missionären gelingt, deren Augen für die Strahlen des vom Heiland für alle Menschen gebrachten Lichtes zu öffnen, würden sie eine segensreiche Thätigkeit entfalten können.

Venezuela.

Wir haben früher (1874, S. 213 u. f.) über die Kirchenverfolgung in Venezuela berichtet. Jetzt sind wir in der Lage, den Lesern drei Aktenstücke mittheilen zu können, die in der Geschichte der Kirche von Venezuela von großem Interesse sind.

Das erste ist der energische Protest, den der hochwürdigste

Herr Erzbischof von Caracas, Sylvester Guebara y Lyra, am 10. April an den Nationalcongreß abgegeben hat. Man wird sich erinnern, daß dieser Congreß den hochw. Herrn Erzbischof für abgesetzt erklärte und zur Ernennung eines neuen Oberhirten schritt, und daß außerdem von demselben eine Reihe der kirchenfeindlichsten Gesetze über Seminarien, Klöster und kirchliche Einrichtungen erlassen worden sind. Gegen alle diese Gewaltakte richtet sich in lichtvoller und kräftiger Sprache der umfassende Protest des Erzbischofs von Caracas. Wegen seines Umfanges können wir ihn nur im Auszuge mittheilen. Eingangs weist der Herr Erzbischof den Vorwurf einer unpatriotischen und staatsfeindlichen Gesinnung zurück; während der zwanzig Jahre seines Hirtenamtes habe sich seine Vaterlandsliebe nicht vermindert.

„Und in der That," fährt er dann fort, „indem ich als Bischof daran arbeitete, katholischen Glauben, kirchliche Zucht und christliche Sitte aufrecht zu erhalten, habe ich auf die ausgezeichnetste und wirksamste Weise — dessen bin ich mir bewußt — dem Vortheile meines Vaterlandes gedient, wenn es wahr ist, daß katholischer Glaube, kirchliche Zucht und christliche Sitte die kostbarsten Geschenke sind, welche Gott den Völkern verleihen kann, und zugleich die sicherste Gewährleistung der Gesetze, welche sie in socialer und politischer Hinsicht leiten und regieren, die Quelle aller Wohlfahrt und alles Glückes, und endlich der Born der erhabenen Segnungen, welche die hl. Schrift jenen Nationen verspricht, die Gott für ihren obersten Gebieter und Herrn anerkennen."

Den Angriffen auf die Rechte und Freiheiten der Kirche gegenüber entwickelt der hochw. Herr Erzbischof sodann die großen Grundwahrheiten, die das Recht der Kirche begründen, Wahrheiten, welche, wie er sagt, in den offiziellen Akten der Regierung von Venezuela auf schmähliche Weise mit Füßen getreten worden sind. Es sind das die großen Wahrheiten, daß Christus eine Kirche gegründet und mit unveräußerlichen Rechten, die ihr Niemand nehmen kann, und mit einer unabänderlichen Grundverfassung ausgerüstet hat. Hierauf gibt der Protest einen summarischen Überblick all' der Gewaltthätigkeiten gegen die Kirche, durch die „man bis zu dem Punkte gekommen ist, daß man es versucht, einer katholischen Bevölkerung den Abfall vom Glauben und vom Gehorsam, den es seinen rechtmäßigen Bischöfen schuldet, aufzuerlegen." Dieser Versuch liege aber eben vor in der durch den Nationalcongreß vorgenommenen Absetzung des einzigen rechtmäßigen Erzbischofes und in der Ernennung eines Anderen an seine Stelle.

„Angesichts dieser Lage darf ich," lauten die Worte des Oberhirten, „nicht mehr zögern, meine Pflicht zu erfüllen und mein Recht auszuüben; die Pflicht und das Recht, der Volksvertretung von Venezuela die ganze Verkehrtheit dieser Maßnahmen und die vollständige Ungiltigkeit dieser Akte aufzuzeigen und ihr zu sagen, wie diese Maßregeln das Land in das Schisma hineintreiben und in unglückseliger Weise die geistlichen Interessen einer katholischen Nation angreifen, die Ihnen, Senatoren und Deputirte, nicht den Auftrag gegeben hat, sie des unschätzbaren Gutes der Glaubenseinheit zu berauben und so tief ihre Gewissen zu beunruhigen. Ich sagte an erster Stelle, daß die versuchte Erklärung, der erzbischöfliche Stuhl sei erledigt, und als deren Folge die Ernennung eines Anderen in sich Akte sind ohne irgend eine Giltigkeit oder Wirkung, denn Christus hat dem hl. Petrus und den übrigen Aposteln und ihren Nachfolgern eine Vollmacht gegeben, die absolut frei und unabhängig von der bürgerlichen Gewalt ist. ..... Ja, der katholische Episkopat empfängt die Würde und die Gewalt zur Regierung der Kirche unmittelbar von Gott, unserem Herrn, überdieß erhält jeder Bischof vom hl. Stuhle die Jurisdictionsgewalt für die Leitung einer bestimmten Diözese, und welches auch die Art und Weise sein mag, in welcher der zu dieser Würde Erkorene vorgeschlagen oder ernannt wird, immer werden die Vollmachten eines Bischofes durch die Dazwischenkunft und das Ansehen des hl. Vaters und hiedurch allein und ausschließlich verliehen. Das sind beständige und allgemeine Thatsachen, Dogmen unseres Glaubens, die bei verschiedenen Anlässen durch die Kirche ausdrücklich erklärt worden sind. Und deßwegen ist es unmöglich, daß wir Bischöfe die Jurisdictionsgewalt von der Nation (oder der Regierung) erhalten. Ebenso einleuchtend ist es aber, daß die zeitlichen Gewalthaber uns nicht nehmen können, was sie uns nicht geben können. Und in der That ist derselbe hl. Vater, der römische Papst, vermöge göttlichen Rechtes allein der Richter der Bischöfe in den Fällen, welche eine Absetzung nach sich ziehen; seine Auctorität allein kann einen Bischof der Jurisdiction entkleiden und zwar für die Zeit und auf die Weise, wie es ihm angemessen erscheint. Ohne einen Akt dieser Auctorität wird ein bischöflicher Stuhl nur durch den Tod oder durch die Amtsentsagung seines Inhabers erledigt. So erfordert es die wesentliche Einrichtung der kirchlichen Hierarchie, wie es das hl. Concil von Trient erklärt hat (Cap. 5, Sitz. 24 de Reform.), und so haben auch die Päpste Gregor XIV. und Paul V. ausdrücklich verordnet. Die geistliche Gewalt, durch welche die Kirche in sich verbunden und gestützt wird, hat niemals gehabt und kann auch niemals eine andere Weise ihrer Übermittelung oder Zurücknahme haben, und wer das Gegentheil behaupten wollte, der würde die Verfassung der Kirche und das Wesen des Episkopates vollständig verkennen, sich in alle Irrthümer der Häresie und des Schisma hineinstürzen und den Vorschriften und Zeugnissen der heiligen Schrift, der Überlieferung, dem kanonischen Rechte, den Lehrvorschriften der Päpste, der Concilien und hl. Väter und einer gesunden und soliden Theologie widersprechen.

Es ist demnach so klar wie das Tageslicht, daß der Congreß den erzbischöflichen Stuhl nicht für erledigt erklären konnte, und um so mehr, daß er Niemanden zu dessen Besetzung ernennen konnte. Es ist handgreiflich, daß solche Thaten nur einfacher Mißbrauch der Gewalt sind und durchaus kein Recht beeinträchtigen können; daß ich, so lange der oberste Hirte der Kirche das geistliche Band nicht löst, welches mich mit dieser Metropolitankirche vereint, bin und bleiben werde der einzige Erzbischof von Caracas und Venezuela, denn einen Bischof ohne kanonischen Richterspruch von seinem Sitze entfernen, ist einfachhin ein Akt roher Gewalt, der in Betreff der geistlichen Vollmachten des Bischofs gar keine Wirkung haben kann."

Das zweite Aktenstück, das wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben, ist das Breve des hl. Vaters an jenen Bischof, der sich in Venezuela zum Werkzeuge der kirchenfeindlichen Regierung hergegeben hat. Wir haben schon berichtet, daß der Bischof von Guyana, Joseph Manuel Arroyo, die Ernennung zum Erzbischof von Caracas angenommen habe; am 24. März ward ihm diese Botschaft vom Congresse zugesandt, am 26. antwortete der beklagenswerthe Bischof: er nehme mit Dank die hohe Ehre an, die ihm zuerkannt werde, und am 28. leistete er den verlangten Eid, durch den er die vorgängigen Erlasse der Regierung, die kirchenfeindlichen Gesetze und Verfügungen anzuerkennen und in Vollzug zu setzen sich anheischig machte. Durch die versuchte Usurpation des erzbischöflichen Stuhles hat er öffentlich die Fahne des kirchlichen Aufruhrs erhoben und dem pflichttreuen Klerus in Venezuela, von dem ein Theil in der Verbannung die Anhänglichkeit an Recht und Pflicht büßen muß, ein entsetzliches Ärgerniß gegeben; daher war denn auch das Breve des hl. Vaters in all' seiner einschneidenden Schärfe eine Nothwendigkeit. Dasselbe lautet:

„Während Wir, ehrwürdiger Bruder, allenthalben von Bitterkeit umringt sind, haben dein Brief und die in den Zeitungen verbreiteten

Nachrichten neue Tage der Bedrängniß über Uns hereingeführt. Dein Brief beweist, daß du, statt der ausgezeichneten Festigkeit, welche der apostolische Vikar von Venezuela, Michael Barralt, in der gleichen Versuchung mit dir[1] an den Tag gelegt hatte, von der eines Bischofes vollständig unwürdigen Muthlosigkeit und Unschlüssigkeit eingenommen bist, ja er läßt sogar ein verstecktes Verlangen nach dem erzbischöflichen Stuhle durchblicken. Die Zeitungen aber verbreiten über diese deine Gemüthsverfassung ein helleres Licht, indem sie melden, du hättest den Vorschlag zur erzbischöflichen Würde gern angenommen und sogar den Eid geleistet, die Gesetze der Republik zu beobachten, das heißt jene Gesetze, welche nach dem gottlosen Vorhaben des Präsidenten der Republik, das er in schamlosester Weise (impudentissime) ausgesprochen, nämlich in die Fußstapfen der unserer heiligsten Kirche feindseligsten Nationen zu treten und an die Stelle der katholischen Lehre den Deismus zu setzen, den Primat des Stuhles Petri zerstören, die ganze Einrichtung der Kirche umstürzen und Schisma und Unglauben hervorrufen, mögen sie nun schon gegeben sein oder noch in Aussicht stehen.

Du hast demnach nicht nur die Schuld der Feigheit auf dich geladen, sondern auch die der Verstellung, weil du dir, um Uns deinen Wünschen geneigter zu machen, den Anschein gabst, als sei dir theils wegen deines Alters und der Abnahme der Kräfte, theils wegen der Besorgniß, der zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt bereits lodernde Kampf möchte durch deine Gegenwart noch mehr entzündet werden, ein Streben nach der vorgeschlagenen Würde fremd. Außerdem aber hast du durch die gegebene Zustimmung und den geleisteten Eid die Vorschriften der Kanones mit Füßen getreten, und die Strafen verachtet, die über Jene verhängt sind, welche zu ihrer eigenen Ernennung für eine nicht erledigte Pfründe zustimmen; und so viel an dir lag, hast du widerrechtlich einen Angriff gemacht auf den Sitz des besten Oberhirten (optimi praesulis), der deßwegen auf's ungerechteste vertrieben wurde, weil er sich als wackeren Vertheidiger der heiligen Rechte bewährte; du hast dich bereit gezeigt, nicht bloß das ungenähte Kleid Christi zu zerreißen, sondern auch den von den Gesetzen bezweckten Abfall zu begünstigen und so unzählige Seelen in's Verderben zu stürzen. Welche Menge (cumulum) von Verbrechen deine Zustimmung und dein Eid in sich begreifen und welcher Schandthat (flagitio) du dich bei Gott schuldig gemacht hast, kannst du besser einsehen, als Wir es in Worte zu fassen vermögen. Eines lindert in etwa Unseren Schmerz, daß du nämlich in der Tiefe des Abgrundes noch nicht angelangt bist, indem du den fremden Bischofssitz noch nicht in Besitz genommen hast, und daß du, obgleich du den Gläubigen ein entsetzliches Ärgerniß (immane scandalum) gegeben hast, dennoch bis jetzt ihren Seelen noch nicht jene Wunden beigebracht hast, die du ihnen durch deine widerrechtliche Eindrängung würdest geschlagen haben.

Du selbst sagst von dir, daß du ein Greis seiest; bedenke also, wie dir das Gericht in nächster Nähe droht, und was du Christo antworten willst, wenn er Rechenschaft über deine Verwaltung von dir verlangt, dir die Verheerung seines Weinberges vorwirft, und von deinen Händen das Blut seiner Schafe fordert. Vergleiche doch mit dem nichtigen Prunk von Gunst, Reichthum und Ehre, der in Kürze von dir genommen werden wird, die Strafe, die deiner wartet, falls du den Fuß vom betretenen Wege nicht zurückziehest; suche allsogleich durch öffentlichen Widerruf deiner Zustimmung und deines Eides den Stein des Anstoßes, welchen du den Gläubigen gesetzt hast, zu entfernen und deine schmähliche Feigheit durch christlichen Starkmuth und offene Vertheidigung der Rechte der Kirche wieder gut zu machen. Das wünschen Wir dir, das erwarten Wir von dir und hiefür erflehen Wir dir vom Himmel kräftige und reichliche Hilfe."

„Sind Worte im Stande zu tödten, so sind's diese;" so rief ein Bischof aus, nachdem er dieses Breve gelesen. Gott sei Dank, daß wir einen obersten Hirten haben, der mit solcher Kraft und Entschiedenheit über die Einheit und Unversehrtheit der Kirche wacht. Leider haben die so eindringlichen Worte des Statthalters Christi nicht vermocht, das Herz des Bischofes zu erschüttern. Drei Tage nach Empfang dieses Schreibens vertheidigte er in einer Zuschrift an den Erzbischof von Caracas sein Vorgehen als ein vermittelndes und versöhnendes und beklagt sich, daß der Papst ihn ungerecht verurtheilt habe. Freilich, wann hat je ein Schismatiker zugegeben, daß er mit Fug und Recht verurtheilt sei? Die Ketzer und Schismatiker haben immer Recht, der Papst und die Kirche aber Unrecht.

An dritter Stelle wollten wir eine lobenswürdige und bei der jetzigen Zeitlage fast einzig dastehende Thatsache verzeichnen, die Großmuth und katholischen Rechtssinn, bekundet in Kreisen, in denen man heute nur zu oft das Gegentheil zu finden gewohnt ist. Der Präsident der Republik von St. Domingo, Ignatius U. Gonzalez, schrieb nämlich unterm 15. April 1874 an den verbannten Herrn Barralt, der sich auf holländischem Gebiete, auf der Insel Curaçao, befindet:

„Die eingetretenen Unglücksfälle in Venezuela, welche Ihren Klerus bedrücken, verpflichten mich, das Haupt dieser Republik, Ihnen und Ihren Leidensgefährten ein Asyl in diesem Staate und den wirksamen Schutz meiner Regierung anzubieten. Als Patriot und Katholik beweine ich die Leiden der Kirche von Venezuela; gern sehe ich Sie hier ankommen, wo Sie die ausreichenden Mittel zur Existenz finden würden. Der Finanzminister wird für die freie Überfahrt aller derjenigen sorgen, die zu uns kommen wollen."

Die Antwort des Herrn Barralt lautete vorläufig: „Die Katholiken werden diese tröstliche Einladung in den Jahrbüchern ihrer Dankbarkeit verzeichnen."

Ehre dem Präsidenten und der Regierung, die noch eine solche katholische Kundgebung wagen trotz des Geheuls und Gebelfers der Loge und des gesammten Liberalismus!

Miscellen.

Statistisches. Vielleicht wird es manche Leser interessiren, wie viele von den vertriebenen deutschen Jesuiten in den Missionen sich befinden. Dem neuesten Katalog der deutschen Provinz entnehmen wir, daß — abgesehen von 27 Mitgliedern, die in Europa selbst in Missionsgebieten arbeiten — ihre Zahl sich am 1. Januar 1875 auf 234 belief, von denen 161 Priester, 7 Scholastiker und 66 Laienbrüder waren. Von diesen befinden sich in Asien 84, nämlich 79 im Vikariat Bombay, 2 im Vikariat Madura und 3 in Syrien. In Afrika wirken nur 2 im Erzbisthum Algier; dagegen in Nordamerika 82 und in Südamerika 66. Von den ersteren sind 62 der für die Vereinigten Staaten errichteten deutschen Mission zugetheilt, die ihre Mittelpunkte in Buffalo (N.-Y.), Toledo (Oh.) und Mankato (Minnesota) hat; von den übrigen sind 2 unter den Indianern im Felsengebirge und 1 unter den Indianern in Californien, 2 in New-York, 6 in New-Orleans, 5 in Maryland und 4 in Missouri thätig. In Südamerika hat Ecuador 12, Chile 9, Brasilien 39 und Paraguay 6 deutsche Jesuiten.

[1] Man erinnere sich, daß der erzbischöfliche Stuhl von dem Nationalcongresse zuerst dem Herrn Barralt war angeboten worden; entrüstet wies dieser eine solche Zumuthung ab und — wurde dafür verbannt.

Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Der Chef des statistischen Bureau in Washington hat unter Anderem dem im December 1874 zusammengetretenen Congreß auch die folgende Tabelle unterbreitet, welche in ethnologischen Gruppen (wie er sie eben versteht) die Einwanderung für die vier letzten Jahre zusammengestellt, d. h. vom 1. Juli 1870 bis zum 30. Juni 1874. Diese Zahlen drücken so klar und deutlich die Ereignisse aus, welche auf das Steigen und Fallen der Einwanderung in diesen vier Jahren von Einfluß waren, daß es nur weniger Worte zu ihrer Erklärung bedarf:

	1871.	1872.	1873.	1874.
England, Schottland und Wales	85,455	84,894	89,482	61,999
Irland	57,439	68,732	77,344	53,707
Deutschland, Österreich, Niederlande	88,431	147,200	159,247	97,623
Schweden, Norwegen und Dänemark	22,132	28,575	35,481	19,178
Belgien, Schweiz, Italien, Frankreich, Spanien und Portugal	9,833	18,860	28,361	21,694
Rußland und Polen	1,208	2,641	4,898	5,755
China	7,185	7,788	20,292	13,776
Brit. Nordamerika	47,082	40,176	37,881	32,960
Mexiko, Südamerika, Cuba und Portorico	1,218	1,500	1,760	1,536
Aus anderen Ländern	1,417	4,440	5,067	5,111
	321,350	404,806	459,803	313,339

Total während der vier Jahre:

England, Schottland und Wales	321,830
Irland	257,222
Deutschland, Österreich und die Niederlande	492,501
Schweden, Norwegen und Dänemark	105,366
Belgien, Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal	78,748
Rußland und Polen	14,502
China	48,991
Brit. Nordamerika	158,089
Mexiko, Südamerika, Cuba und Portorico	6,014
Aus anderen Ländern	16,035
Total-Einwanderung:	1,499,298

Wie schon weiter oben angedeutet, beginnt jedes der vier Jahre mit dem vorausgegangenen 1. Juli und schließt mit dem 30. Juni des verzeichneten Jahres.

Die Auswanderung von Großbritannien bleibt sich wesentlich gleich bis auf das gegenwärtige Jahr, wo sie um mehr als 20,000 Köpfe fällt in Folge des New-Yorker Börsenkrachs und der darauf folgenden Arbeitsstockung. Die Abnahme erstreckt sich selbstverständlich auch auf Irland und die deutschen Lande, sowie auf Skandinavien und Dänemark ꝛc. Für Deutschland beträgt die Differenz im Vergleich mit 1873 über 60,000 und für Irland gegen 24,000; sogar auf die Einwanderung aus China hatten die genannten traurigen Zustände ihren Einfluß.

Die Deutschland betreffenden Zahlen zeigen für das Jahr vom Juli 1870 bis Juli 1871 noch geringe Änderung im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren. Aber vom 1. Juli 1871 an beginnen sich die Folgen der damals eintretenden Verhältnisse zu zeigen. Die Auswanderung aus Deutschland steigt für 1871—72 um 60,000 und für 1872—73 sogar um 71,000 Köpfe im Vergleich mit dem Siegesjahr. Sie würde ohne allen Zweifel für 1873—74 noch größer geworden sein, wenn nicht inzwischen die amerikanischen Arbeitsverhältnisse sich in so abschreckender Weise gestaltet hätten. Trotz dieser diversen gegenwirkenden Ursachen hat sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten durch Einwanderung in diesen vier Jahren um die bedeutende Ziffer von $1^1/_2$ Millionen Menschen vermehrt. Der Zustrom ist also noch immer bedeutend genug, und wird wahrscheinlich, wenn der „Kulturkampf" in Deutschland nicht bald sein Ende erreicht, trotz der in den Vereinigten Staaten noch nicht gebesserten Lage in den nächsten Jahren noch bedeutender werden. Jedenfalls werden die amerikanischen Bischöfe gut daran thun, dafür zu sorgen, daß unsere deutschen Katholiken drüben auch deutschredende Priester finden.

Für Missionszwecke.

Für den Loskauf annamitischer Christinnen, bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:

Aus der Pfarrei A. in Niederbayern	fl.	50.	—
Von S. aus Prag	Thlr.	12.	—

Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:

Erlös der Christbaum-Verlosung der Marian. Congregation junger Kaufleute zu Freiburg	fl.	52.	34 kr.
Von Elisab. Gut in Arlesheim	frc.	1.	—
Aus Pfarrkirchen	fl.	12.	—
Aus Wolfegg. Von den Dienstboten der fürstlichen Familie und den zwei Kindern Marie und Elisabeth	fl.	36.	45 kr.
Durch Herder & Co. in München: „Herr, demüthige deine Feinde"	fl.	8.	14 kr
Durch Herder & Co. in München von W. in M.	fl.	3.	—
Von M. W. in Riedlingen	Thlr.	7.	—
Von Ungenannt	fl.	12.	—
Vom katholischen Casino in Lohmar: „Dem Christkinde ein Heidenkind"	Thlr.	7.	—
Von Seebach	fl.	13.	—
Von Fr. Horster, Caplan zu Breyell	M.	6.	—

Für die Mission des P. Horner in Sansibar:

Aus der Pfarrei A. in Niederbayern	fl.	50.	—

Für das apostolische Vikariat in der Walachei:

Aus der Pfarrei A. in Niederbayern	fl.	38.	15 kr.

Für die Mission in Hongkong:

Von Kirchner in Scheßlitz	fl.	4.	30 kr.
Von N. N. aus dem Ermland	Thlr.	5.	—
Von A. S., Diözese Paderborn	Thlr.	2.	—

Für verschiedene Zwecke:

Durch Herder & Co. in München: „Gott gebe seinen Segen"	fl.	4.	—
Aus St. Johann in Tirol	ö. W. fl.	5.	—
Von J. B. aus Dortmund	Thlr.	10.	—
Von Pfarrer Winter in Owingen	fl.	5.	—
Aus Dorsten	M.	15.	—
Aus Ebersdorf	M.	16.	—
Aus P. durch Prof. St.	Thlr.	1.	—
Durch Herder & Co. in München von W. in M.	fl.	3.	—
Von Cooperator Gabriel in E.	fl.	25.	—
Von einem Tölzer	fl.	10.	—
Von A. Beck	fl.	5.	—
Von Pf. Rgl.	fl.	5.	—
Aus dem Pfarramt Gaewil (Schweiz)	frcs.	10.	—
Aus Darmstadt	Thlr.	12.	—
Durch Cooperator Z. in Sulzbach	Thlr.	24.	—
Von J. R. und A. D. aus Rhens	Thlr.	6.	—
Durch Caplan Lämmer in Wartenburg	M.	36.	—
Durch Caplan F. Z. in St. Peter bei Marburg gesammelt	ö. W. fl.	215.	—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.